

SCHWÄBISCHE HEIMAT



**SCHWÄBISCHER HEIMATBUND
KONRAD THEISS VERLAG STUTTGART**

**JULI-SEPT. 1981
HEFT 3**

SCHWÄBISCHE HEIMAT

32. Jahrgang Heft 3

Juli–September 1981

Herausgegeben vom
SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND

Redakteur: Willy Leygraf

Redaktionsausschuß: Helmut Dölker, Wolfgang Irtenkauf, Heidi-Barbara Kloos, Willy Leygraf, Hans-Martin Maurer, Fritz Oechßler.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint vierteljährlich. Mitglieder des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erhalten die Zeitschrift als Vereinsgabe; beim Bezug durch den Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt er jährlich DM 30,-, für Einzelhefte DM 7,- (zuzüglich Versandkosten, incl. 6,5% MwSt.).

Anfragen und Mitteilungen (Anschriftenänderungen!) werden an die Geschäftsstelle des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES erbeten: Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 223243.

Zahlungen für den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND nur auf dessen Konten
Postscheckamt Stuttgart (BLZ 600 100 70) 30277 01
Landesgirokasse Stuttgart (BLZ 600 501 01) 2 164 308
Deutsche Bank AG Stuttgart (BLZ 600 700 70) 1 435 502.

Die SCHWÄBISCHE HEIMAT erscheint im Konrad Theiss Verlag GmbH, Villastraße 11, 7000 Stuttgart 1, Telefon (07 11) 432981.

Anzeigenverwaltung: Hans Jürgen von Elterlein, Joringelweg 5, 7000 Stuttgart 80, Telefon (07 11) 71 19 20.

Druck: Grafische Betriebe Süddeutscher Zeitungs- dienst Aalen.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos, Besprechungsexemplare usw. wird keine Garantie übernommen.

Nachdruck und andere Vervielfältigung – auch auszugsweise – nur mit Genehmigung der Redaktion.

Anschrift der Redaktion:
Charlottenplatz 17/II, 7000 Stuttgart 1
Telefon (07 11) 223243.

Inhalt

WILLY LEYGRAF Zur Sache	165
LOTHAR ZIER Das Pfrunger Ried Die Geschichte einer Landschaft	166
MARIA HEITLAND Geschichte und Schicksal einer Brücke	181
WILLY LEYGRAF Denkzeichen jüdisch-christlicher Nachbarschaft	194
IRMELA BRENDER Sindelfinger Umgehungen	214
PETER LAHNSTEIN Fünf Zuhörer im Bopserwald	221
WOLFGANG IRTENKAUF Wanderungen in die Vergangenheit (7): Der Waldenserstein bei Neuhengstett	225
Leserforum	226
Buchbesprechungen	226
sh aktuell	239
Veranstaltungen und Studienfahrten	255



Willy Leygraf: Zur Sache

Wie doch manchmal so das eine oder andere «Volksgut» entsteht – sei's Lied oder Spruch! Da hat man unlängst einem Regierungsvertreter offensichtlich Materialien für eine Rede vor Schriftstellern bereitgestellt. Das ist nicht schwer in «Dichters Landen» – wie in diesem Sommer zu Recht eine Ausstellung in Marbach den deutschen Südwesten apostrophiert. Schwer aber ist es, bei einem solchen Anlaß um einen bestimmten Vierzeiler herumzukommen. Und so stand denn auch im Redetext: *Der Schiller und der Uhland, / der Hegel und der Hauff, / das ist bei uns die Regel, / das fällt uns gar nicht auf.* Und erläuternd wurde dies eine *Spruchweisheit* genannt.

Nun, in dieser «zurechtgesungenen» Form mag es sich tatsächlich um eine Art von ministeriellem Volksmund handeln. Im Original heißt es jedenfalls anders und stammt sowohl von Eduard Paulus als auch aus einem größeren Zusammenhang, nämlich aus dem dreistrophigen Entwurf zu einem *Chor der Sieben Schwaben*; und der wendet sich eher ironisierend gegen allzu enge, allzu rückständige Selbstgefälligkeit der Zeitgenossen und Landsleute in den Jahren vor 1848:

Wir wollen keine Eisenbahn, / was geht uns dieses Preußen an, / das nur Kasernen baut! / Die schmale Spur nichts schaden kann, / wenn man darauf verladen kann / das Fildersauerkraut.

Mein Land ist doch das beste, / ein besseres findest du nit: / Sechsbätzner an der Weste, / am Rock den längsten Schnitt! / Drum sind so gern die Schwaben / in ihrem Ländle da, / und wenn sie nichts mehr haben, / geht's nach Amerika.

Wir sind das Volk der Dichter – / ein jeder dichten kann, / man seh' nur die Gesichter / von unsereinem an! / Der Schelling und der Hegel, / der Schiller und der Hauff, / das ist bei uns die Regel, / das fällt uns gar nicht auf!

Jener eingangs erwähnte Regierungsvertreter zeigte feines Gespür für die Tonlage des Textes, denn er fand die *Spruchweisheit* bemerkenswert . . . vor allem auch, weil sie vom ansonsten so rühmlichen schwäbischen understatement nicht gerade viel spüren läßt. Wozu allerdings wieder eine *Spruchweisheit* paßt, die ich einmal von August Lämmle gehört habe: *Ein Schwabe stellt sein Licht gern unter den Scheffel. Aber da soll es dann auch jeder sehen!*

Und das wiederum wäre dann wohl auch die plausibleste Erklärung dafür, daß die Verse von Eduard Paulus immer in dieser verknappten Auswahl und oft auch noch entstellt zitiert werden – und dazu meist in einem eitel-stolzen Ton, der mit der Ironie, von der sie ursprünglich bestimmt sind, nichts mehr gemein hat.

Das Titelbild

finden wir im Archiv des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Es ist bezeichnet *Pfrunger Ried, Kr. Ravensburg, östl. des Schienenwegs, Baggerteich mit schwimmendem Laichkraut und Seerosen, 6.7.38.* Es stammt also aus der Zeit kurz vor dem ersten Grunderwerb des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Pfrunger Ried und vor der Schaffung des ersten Naturschutzgebietes in diesem Bereich. Es markiert damit sozusagen einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des Pfrunger Rieds, dessen Entwicklung und Bedeutung im einleitenden Aufsatz dieses Heftes geschildert wird von Forstamtmann Lothar Zier, der den ausgedehnten Grundbesitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES im Pfrunger Ried betreut.

Das Pfrunger Ried

Die Geschichte einer Landschaft

Lothar Zier

«Sumpfige Örter müssen nach Möglichkeit abgezapft, ausgetrocknet, Schilf und Rohr ausgehauen, und mit Eschen, Illmen usw. besetzt werden.» Nach dieser Bestimmung aus der Waldordnung für Österreich vom 15. September 1766 wurden auch die oberschwäbischen Landesteile behandelt. Die Folgen sind uns wohlbekannt. Haben wir doch Mühe, heute noch «sumpfige Örter» in Oberschwaben zu finden. Wenn nicht zufällig ein Maulwurf die schwarze Moorerde aus dem Untergrund gewühlt hat, erkennen wir meist nicht mehr, daß unter den grünen Weiden und Wiesen fossile Moore verborgen sind. Der schwäbische Fleiß hat ganze Arbeit geleistet. Um so wichtiger ist es, die letzten Reste dieser auch heute noch gefährdeten Ökosysteme zu erhalten.

«... es wäre denn, daß die Gemeinde mit der Anlegung einer neuen Kolonie zugleich einen gemeinnützigen, nationalwirtschaftlichen Zweck verbinden und etwa in Oberschwaben die Abtrocknung einer sumpfigen Fläche oder Urbarmachung eines noch nicht zur Kultur gebrachten Distrikts dabei zur Ausführung bringen wollte...» beschied ein königliches Dekret vom 17. 12. 1822 die Brüdergemeinde Korntal bei Stuttgart auf deren Ansuchen, eine Tochtergemeinde gründen zu dürfen. Diese Bestrebungen führten schließlich zur Entstehung der Gemeinde Wilhelmsdorf (Kreis Ravensburg). Das war der Auftakt zu einer großflächigen Melioration des Pfrunger Riedes.

Im folgenden wird einerseits die Naturgeschichte dieser Landschaft nachgezeichnet, andererseits ist vom Einfluß des Menschen auf eines der bedeutendsten Moore Oberschwabens zu berichten.

Abriß der Naturgeschichte

Etwa 2600 ha groß ist die vermoorte Talaue zwischen Ostrach und Burgweiler im Nordwesten sowie Wilhelmsdorf und Fleischwangen im Südosten. Somit gilt das ca. 9 km lange und 3 km breite Pfrunger Ried – nach einem der umliegenden Dörfer benannt – als zweitgrößtes Moor Südwestdeutschlands. Es wird flächenmäßig nur noch vom mehr als 3000 ha großen Federseeried übertroffen. Das dritte bedeutende Moorgebiet Oberschwabens, das Wurzacher Ried, mißt insgesamt 1400 ha. Im Gegensatz zu diesen Mooren, die beide im Bereich der Altmoränenlandschaft angesiedelt sind, hat sich das Pfrunger Ried auf Jungmoränengrund (Würmvereisung)

entwickelt. Je zur Hälfte zum Landkreis Sigmaringen und zum Landkreis Ravensburg gehörend, liegt das Ried im Schnitt 610 m hoch. Die umgebenden Randhöhen steigen bis 718 m (Rinkenburg) bzw. 833 m (Höchsten) an. Es sind tertiäre Molasse-Riedel, die ihre exponierte Stellung in der Jungmoränenlandschaft den fest verbackenen alteiszeitlichen Nagelfluh-Decken verdanken. Während solche Höhenzüge die Flanken bilden, wurde das Tal bei Ostrach und Wilhelmsdorf von Moränenwällen der Würmeiszeit verriegelt.

Das durch Gletscherschub und Schmelzwasser-Arbeit tief ausgeräumte Becken trägt heute über den tertiären Pfohsanden im Untergrund (Molasse) etwa 70 m eiszeitliche Sedimente. Die oberste Schicht aus Glazial-, See- oder Beckenton entstammt den Trübstoffen der Gletschermilch, die in diesem Eisstausee zur Klärung kam. Sie dichteten das Becken zum kiesigen Grund hin ab. Der See war gesichert. Vor etwa 12 000 Jahren schmolz, infolge Klima-Veränderung, auch der Rheintal-Gletscher dahin. Seine Ausläufer zogen sich in Richtung Bodensee zurück und verloren ihren Einfluß auf das weitere Geschehen zwischen der Äußeren und Inneren Jungendmoräne (Würm I und Würm II).

Das Postglazial oder die Nacheiszeit hatte begonnen. Den Pfrunger See speisten nun die Abflüsse von den Randhöhen. Sie führten chemisch gelösten Kalk in das Becken, der in den eiszeitlichen Geschiebemergeln des Einzugsgebietes reichlich vorhanden war. Er wurde ausgefällt und lagerte sich als amorphe Seekreide oder Kalkmudde ab.

Leben erfüllte schließlich den verflachenden See. Es waren einzellige Algen, also niedere Pflanzen, die den Kreislauf eröffneten. Ihre Reste, ein Schlamm aus organischen Stoffen, sammelten sich als sog. Lebermudde am Seegrund. Dieses cremige Substrat ist infolge des hohen Chlorophyllanteils dunkel gefärbt. Den Wasserschwebern aus dem Pflanzenreich folgte das Zooplankton, das den Nährstoffkreislauf in Schwung brachte.

Armeleuchter-Algen überzogen als «grüne Wiesen» den Seegrund. Das Gewässer wurde zusehends flacher und nährsalzreicher – der See alterte. Höhere Tiere wie Mollusken, Amphibien und Fische wanderten ein. Während Schwimm- und Tauchblattgewächse das offene Wasser eroberten, besetzte das Röhricht den Uferbereich und bildete dort einen Verlandungsgürtel. Sie alle, ob Seerosen, Laichkräuter, Wasserschlauch, Seggen, Simsen, Schilf

oder Rohr, produzierten pflanzliche Abfälle und Reste die schließlich zu Torf wurden. Schließlich war der Pfrunger See von Organismenresten verfüllt und erblindet. An seine Stelle trat ein Nieder- oder Flachmoor, in dem nun Sauergräser, Orchideen, Enzian, Mehlprimeln oder Trollblumen wuchsen, je nach Chemismus des Grundwassers. Besonders artenreich erwiesen sich die Kalk-Flachmoore. Als weitere Sukzessionsstufen stellten sich Pfeifengraswiesen ein, in die allmählich Büsche und Bäume einwanderten. Am vorläufigen Ende dieser Entwicklung stand der Birkenbruchwald, in dem neben der dominierenden Moorbirke aber auch Weide, Erle, Aspe, Faulbaum, Kreuzdorn, Fichte und Waldkiefer gediehen.

Später zogen im zentralen Teil des Riedes Torf- oder Bleichmoose (Sphagnen) ein und verdrängten den Birkenbruchwald wieder. Ihrem lebhaften Wachstum verdanken wir die Entstehung eines Hochmoores im Pfrunger Ried. Reste dieser Vegetationsform finden wir heute noch im «Großen Trauben», im

«Eulenbruck», beim «Lindenhof» und im «Tisch». Bergkiefern (Spirken) und Zwergsträucher (wie Heidel-, Preisel-, Rausch- und Moosbeere), Wollgras und Moose prägen das Gesicht dieses eigenwilligen Lebensraumes. Fleischfressende Pflanzen wie Sonnentau und Wasserschlauch und – als große Rarität – die Sumpfwisch-Orchis (*Hammarbya paludosa*) gedeihen hier. Es sind jedoch allesamt Spezialisten, die der Bodensäure (pH-Wert um 3!), der Nährstoffarmut und der Wechselfeuchte des Hochmoorstandortes trotzen können.

Dieses äußerst vitale Ökosystem Hochmoor hatte schließlich mehr als die Hälfte der Gesamt-Riedfläche erobert. Daß wir heute nurmehr Fragmente dieser einstigen Herrlichkeit vorfinden, ist das Produkt menschlichen Bemühens, die Natur zu zähmen und zu nützen.

Von der ehemals 2600 ha großen Moorwildnis wurden 2000 Hektar in Grünland überführt, 300 Hektar sind mit Birkenbruchwald oder Forst bestockt, 100 Hektar verwandelten die Torfstecher in Wasserflä-

Blick über das Pfrunger Ried. Links im Vordergrund das Hochmoor «Großer Trauben», das als ehemals Fürstenbergischer Besitz vor der Zerstörung bewahrt blieb. Daneben die Sekundär-Biotope des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES, die aus ehemaligen Torfstichen entstandenen Teiche und Bruchwälder. Die von Grünland eingerahmten Stiche und Buschzonen befinden sich in bäuerlicher Hand. (Foto: Karl Hund. Freigeig. durch das Regierungspräsidium Tübingen: P/3646)



chen und auf 200 Hektar finden wir heute noch weitgehend ungestörte Hochmoor-Biotope.

Die Meliorationsgeschichte oder der Kampf des Menschen gegen das Moor

Der weitaus größte Teil des Riedes trägt heute nicht mehr sein ursprüngliches Pflanzenkleid. Das ist das Werk des Menschen, der seit Jahrhunderten unverkennbar die Entwicklung auch dieser Moorlandschaft beeinflusst hat, indem er sie wirtschaftlich zu nutzen suchte.

Die frühesten Urkunden – so von 1379, 1563 und 1572 – berichten von «Trieb und Tratt» – von Weidewirtschaft also – sowie von Streu- und Holznutzung in den Randzonen. Diese bescheidenen Eingriffe haben das große Moor wohl nur wenig verändern können. Doch bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts werden umfangreiche Riedflächen als baumfreies Grünland ausgewiesen, wie die Pfrunger Flurkarte des Hauptmanns ANTONI STEMMER von 1770 zeigt. Von Pfrungen bis Pfrungenried, dem späteren Standort der Torffabrik, war das Gelände schon parzelliert und mit Flurnamen versehen, die meist heute noch Gültigkeit haben. Ob auf den «Langwiesen», «Rohrwiesen», «Vogelwies», «Holzwiesen», «Aywiesen», «Schwefelhalden» und «Roßwiesen» schon gutes Futter gewachsen ist, muß bezweifelt werden. Wahrscheinlicher ist, daß es sich damals um staunasse, d. h. versumpfte Streuwiesen, bestenfalls um schlechtes Weideland gehandelt hat. Darauf nämlich lassen die von Pfrungen, Tafern und Niederweiler ins Ried führenden «Triebwege» schließen, die ebenfalls auf der Karte vermerkt sind. (Als solcher wird auch die heutige Verbindungsstraße zwischen Pfrungen und Riedhausen ausgewiesen.)

Um die Ablösung von Waldweiderechten geht es in einer Urkunde der Ortsgemeinde Dichtenhausen, Amt Pfullendorf, vom Jahre 1868. Darin heißt es u. a.: «Nach den Nachweisungen der Fürstlichen Standesherrschaft Thurn und Taxis ist die Gemeinde Dichtenhausen weiderechtigt in den nachgenannten weidebelasteten Distrikten: I/24 Hornung. Gemeinschaftlich mit Speck und Burgweiler auf 72 Morgen 15 Ruthen. Bemerkungen: In der Hornung hat die Gemeinde Ostrach bloß das Recht, wöchentlich 2mal, jedoch nicht aufeinander, mit 56 Schweinen einzutreiben, und zu Kriegszeiten mit ihrer ganzen Habe dorthin zu retirieren.» Die Waldabteilung Hornung, eine Mineralinsel im nordwestlichen Riedteil, befindet sich heute im Besitz des Hauses Fürstenberg. Die ersten größeren Entwässerungsprojekte starteten 1824 die Wil-

helmsdorfer Moorkolonisten aus Korntal, denen König Wilhelm I. zur Urbarmachung der ober-schwäbischen Ödländereien hier die Ansiedlung gestattete.

Ein Durchstich der Inneren Jugendmoräne sollte das Wasser aus dem Ried zur Rotach und zum Bodensee hin ableiten. Doch der Vorstoß ins Moor gestaltete sich schwieriger als erwartet. Nach wenigen hundert Metern hatte man die dort verlaufende Europäische Wasserscheide erreicht, so daß eine Entwässerung künftig nur noch über das Einzugsgebiet der Ostrach in nördlicher Richtung möglich war. Durch diese Laune der Natur wurde ein Kanal von 4000 m Länge erforderlich, der heute beim Parkplatz an der Ostrach-Brücke seinen Vorfluter erreicht.

Angeregt durch die Aktivitäten im südlichen Riedteil begannen nun auch die übrigen Gemeinden tiefer in das Moor vorzudringen. Wiesengenossenschaften wurden gebildet und Meliorationspläne erstellt. Doch bald erkannte man, daß eine Kultivierung großen Stils nur über die Begradigung und Vertiefung der Ostrach möglich war, die damals noch als romantisches, vielfach geschwungenes Fließgewässer das Tal durchzog. Doch mit dem «Fließen» war es nicht weit her: Das geringe Gefälle von nur 50 cm auf 1 km Flußlänge und der Rückstau durch die Obere Mühle («Bayer-Mühle») in Ostrach führten ständig zu Überschwemmungen, zumal jetzt auch noch der Zufluß aus dem Wilhelmsdorfer Kanal verkraftet werden mußte.

Nach jahrzehntelangen Bemühungen und Streitgesprächen zwischen Riedanliegern aus Württemberg, Baden und Hohenzollern kam es schließlich zur Einigung, die eine einschneidende Veränderung der Riedlandschaft zur Folge haben sollte. Zwischen 1859 und 1866 wurde die Ostrach begradigt und vertieft, 1861 die Obere Mühle erworben und das Stauwehr abgesenkt. Jetzt erst war die nötige Vorflut geschaffen, um die Moorflächen zu beiden Seiten des neuen Ostrach-Kanals über ein Grabensystem zu entwässern. Dem Spaten folgte die Axt und dieser der Pflug. Bergkiefern und Moorbirken mußten zugunsten von Gras, Kartoffeln und Getreide weichen. Noch vor 1900 wurden – nach neuerlicher Ostrach-Räumung – Krebsbach, Hornbach, Erlen- und Tiefenbach reguliert und damit weitere Riedbiotope in Kulturland überführt.

Doch je tiefer der Bauer ins Moor vordrang, desto problematischer gestaltete sich die Binnen-Entwässerung. Der Vorfluter Ostrach war wieder überfordert, zumal sich auf Grund des geringen Gefälles eine starke Schlammschicht abgelagert hatte. Unter Einsatz von Schwimmbaggern wurde der Kanal von 1927 bis 1929 wiederum geräumt und vertieft. Das

Hindernis Obere Mühle konnte durch Ablösung des Wasserrechtes diesmal endgültig beseitigt werden. Bedauerlicherweise verursachte die Notzeit nach dem Zweiten Weltkrieg nochmals eine Meliorationswelle, die trotz massiver Proteste von Seiten des Naturschutzes (PROF. SCHWENKEL, Stuttgart und B. EFFINGER, Landratsamt Saulgau) zwischen 1950 und 1960 durchgezogen wurde. Die damals in den «Schnöden», Gemarkung Burgweiler, vergrabenen Millionen haben sich nur mäßig verzinst. Ein Teil dieser meliorierten Flächen wurde zwischenzeitlich – unter Verwendung weiterer staatlicher Mittel – und diesmal «zum Zwecke des Naturschutzes» wieder aufgekauft. Denn so manche dem Moor abgerungene Wiese blieb eben doch nur ein «Grenzertragsboden», der vor allem in nassen Jahren Maschineneinsatz in Frage stellte.

Aufschlußreich ist eine Notiz im «Südkurier» vom 13. 1. 1956, die zeigt, daß man zu jener Zeit noch ganz auf Ökonomie und «Erzeugungsschlacht» gesetzt hat. Von der Notwendigkeit ökologischen Denkens waren die Entscheidungsträger damals noch wenig durchdrungen: «Der Finanzausschuß des Landtags bewilligte bei der Beratung des Landwirtschaftsetats am Dienstag den zweiten Teilbetrag für Kultivierungsmaßnahmen im Pfrunger Ried in Höhe von 200 000 DM. Im Jahre 1955 waren 100 000 bereitgestellt. Von der rund 2600 ha großen Fläche des Pfrunger Riedes sollen auf württembergischer und badischer Seite rund 1280 ha durch Kultivierung der landwirtschaftlichen Nutzung zugeführt werden. Die Ausführungskosten sind mit rund 4 Millionen DM veranschlagt und verteilen sich auf mehrere Jahre. Teile der zu kultivierenden Fläche können auf Grund der Bodenreformgesetze für Siedlungszwecke herangezogen und zur Aufstockung kleiner landwirtschaftlicher Betriebe sowie für die Neusiedlung verwendet werden. Vom Bund wird für Meliorationen zur Schaffung von Siedlungsgelände eine Beihilfe von 2500 DM je ha gewährt. Der Gesamtbetrag der vom Land zu übernehmenden Beihilfe ist vorläufig auf 1 470 000 DM geschätzt.»

Den Sinneswandel, der mittlerweile auch unsere Behördenchefs erfaßt hat, dokumentiert deutlich die Aussage von Regierungs-Vizepräsident ANDRIOF über das Pfrunger Ried im November 1980 in Burgweiler, «es sei richtig, eines der schönsten ober-schwäbischen Hochmoore für die nachwachsende Generation zu erhalten und als Lebensraum für vom Aussterben bedrohte Pflanzen und Tiere vor nachteiligen Veränderungen zu schützen».

Diese Erkenntnis fand nicht zuletzt ihren Niederschlag durch die Unterschutzstellung von 779 ha



Eimerketten-Bagger wurden 1929 zur Vertiefung der Ostrach eingesetzt. (Foto: Wetzel)

Riedfläche. Das neue Großnaturschutzgebiet «Pfrungen – Burgweiler Ried» vom 20. November 1980 soll nun «kraft Gesetzes» weitere Zäsuren verhindern. Unter § 4 (1) heißt es: «In dem Naturschutzgebiet sind alle Handlungen verboten, die zu einer Zerstörung, Beschädigung oder Veränderung des Schutzgebietes oder seiner Bestandteile, zu einer nachhaltigen Störung oder zu einer Beeinträchtigung der wissenschaftlichen Forschung führen können.»

Daß wir heute in dem einstmals 2600 ha großen Mooregebiet noch ganz und gar ursprünglichen Lebensraum finden, verdanken wir weder der Einsicht der Moorbauern, noch dem Weitblick der Torfindustrie oder den Aktivitäten der Naturschützer. Es ist das Verdienst des Hauses Fürstenberg, das im «Großen Trauben» ein Spirken-Hochmoor mit umgebendem Birken-Bruchwald erhalten hat. Man verfolgte dabei nur jagdliche Interessen, die vornehmlich dem «Kleinen Hahn» galten. Wenn auch das Birkwild seit 1966 im Pfrunger Ried ausgestorben ist, so verdanken wir letztendlich ihm die Erhaltung dieses einzigartigen Urwaldes, der schon seit 1939 unter Naturschutz steht.

Seit Sommer 1979 befindet sich das Hochmoor samt Umgriff im Besitze der Staatsforstverwaltung des Landes Baden-Württemberg. Der dem Staatlichen Forstamt Pfullendorf zugeordnete Moor-Distrikt ist 200 ha groß und wird vom Dienstbezirk Ostrach betreut.

Der bäuerliche Torfstich

Nicht immer war die Gewinnung von Wiesen- und Ackerland die alleinige Ursache für Entwässerungsmaßnahmen. Oftmals ging es hierbei um die Nutzung der riesigen Torflager. Über den frühen bäuerlichen Torfstich gibt es kaum Archivmaterial. Wir wissen also nicht, wann dort der erste «Wasen» für Brennzwecke oder Vieheinstreu gestochen wurde. Doch schreibt ROGG 1852 in seiner Schrift «Zur naturhistorischen Kenntnis Oberschwabens» zu diesem Thema: «Noch vor 70–80 Jahren wurden die Rieder bloß auf Viehtriebe (Viehweiden) und Holz benützt. Mit der allmäligen Zunahme der Bevölkerung und Erhöhung der Holzpreise kam, freilich nur langsam und nicht ohne großen Widerwillen, das Wasenstechen (Torfgraben) empor. Jetzt ist die Benützung dieses Brennmaterials so allgemein, daß man selbst in Städten nur wenig Oefen findet, welche nicht mit Torf geheizt werden. Noch vor vierzig Jahren konnte man einen Morgen Wasengrund um wenig Gulden haben. Aber damals kostete das Klafter Fichten- oder Tannenholz auf dem Stock mehr nicht als 40–48 Kreuzer, jetzt 2–3 Gulden und in einzelnen Gegenden noch mehr. Diese Preiserhöhung, so wie die sehr verbesserten Ofeneinrichtungen für eine Feuerung mit Waasen, haben die Nachfrage nach diesem Brennmaterial so sehr erhöht, daß jetzt ein Waasengrund mit gutem Material und vorteilhafter Lage höher bezahlt wird als ein ebenso großes Acker- oder Wiesengrundstück.»

Dies ist nicht die neueste Erkenntnis eines Bürgers unserer Zeit, sondern die Schilderung der Lage vor 130 Jahren. Offenbar aber sind Energiediskussionen

Torfstecher am Werk. Nur an wenigen Stellen im Pfrunger Ried konnten neun Stiche (= 270 cm tief) geerntet werden, wie hier im Bereich Wilhelmsdorf. (Foto: Wetzel)



so alt wie die Menschheit selbst. Die vermutlich ersten Torfstecher in Württemberg holten bereits um 1618 – zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges – Brenntorf für die Stadt Ulm aus dem Gögglinger Ried. Der Betrieb wurde aber 1656 wieder eingestellt, «weil man Torf nur als ein Mittel in Notfällen haben wollte». Bedenkt man, daß großflächige Torfernte erst nach erfolgter Entwässerung möglich ist, so dürfte das «Wasenstechen» in unserem Ried erst im Gefolge der Melioration, also nach 1824 aufgefunden sein. Zumindest fehlt auf der alten Pfrunger Karte von 1770 noch jeglicher Hinweis auf «Wasenstiche». Hochbetrieb herrschte vor allem in Kriegs- und Notzeiten, wo Brenntorf auch aus bäuerlichen Stichen waggonweise an den Bahnhöfen Burgweiler, Ostrach und Hoßkirch verladen wurde. Noch während des Zweiten Weltkrieges holte die Stadt Ravensburg große Mengen Brenntorf aus dem Pfrunger Ried.

Die einst rege Nachfrage nach Torf erkennt man auch daraus, daß sich zahlreiche Bauern der Umgebung, bis hinunter nach Tettngang und Friedrichshafen, im Pfrunger Ried eingekauft haben. Es gibt auf Gemarkung Pfrungen heute noch 300 Ausmärkler aus 27 Gemeinden, die jeweils 30 bis 50 Ar Moorgrund im Ried besitzen.

Der bäuerliche Torfstich erlebte in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg seine vorläufig letzte Blüte. Er kam erst zwischen 1950 und 1960 «aus der Mode». Vereinzelt trifft man auch heute noch auf Wasenbeugen, auf die zum Trocknen gestapelten, handgestochenen Torfziegel.

Die Technik der Torfernte ist also zumindest der älteren Generation noch wohlbekannt: Brenntorf wurde vorwiegend im Frühjahr gestochen. Zunächst galt es – je nach Lage – 10 bis 50 cm verwitterten Abraum zu entfernen, der mittels Schaufeln und Spaten in den letztjährigen Abstich geworfen wurde. Jetzt erst trat das «Moorspätle» oder der «Wasenstecher» in Aktion. Man löste mit diesem Winkelspaten Torfstücke von jeweils 10 × 10 × 30 cm Größe und warf sie aus der Grube zum «Fänger» nach oben. Von dort wurden die Wasen auf Schubkarren, Moorschlitten oder Rollwagen verladen und nach kurzer Fahrt in Kreuzstößen von je 8–12 Stück zum Trocknen aufgesetzt. Der Transport erfolgte entweder von Hand oder unter Einsatz von Ochsen oder Pferden. Je nach Moormächtigkeit konnten im Pfrunger Ried zwischen 5 und 9, nur selten bis zu 12 «Stiche» abgebaut werden. Daraus errechnet sich eine nutzbare Moortiefe von 150 bis 360 Zentimeter. Ausgesparte Seitenwände hielten das Wasser von den abgestochenen Flächen zurück. Ein geübtes Drei-Mann-Team erntete im Tag bis zu 12000 Wasen.

Noch vor der Heuernte wurde die oberste Schicht gewendet, bzw. umgebockt, wobei die unteren Stücke nach oben und die oberen nach unten kamen. Nach einer weiteren Trocknungszeit begann die Einlagerung – entweder in der luftigen Torfhütte nebenan oder zu Hause im Holzschopf. Die nun noch feuchten, aber bereits stabilen Wasen schichtete man in Kreuzstößen bis zu 20 Lagen an Pfählen hoch und holte sie noch vor der Getreideernte ein. Bis zu 3000 Wasen faßte ein gut geladener Kastenwagen, so daß etwa 13 Fuhren notwendig waren, um die erforderlichen rund 40 000 «Energie-Einheiten» unter Dach zu bringen. Dies nämlich war der Jahresbedarf für eine Hofstelle.

In einer Zeit, wo Kunstdünger noch unbekannt war und aus Mergelgruben nur wenig effektiver Mineraldünger mühsam gewonnen werden mußte, wuchs auf den Äckern nur kurzhalbiges Getreide. Und da man Stroh, insbesondere Weizen- und Haferstroh, auch an das Vieh verfüttert hat, gab es zur Einstreu nur selten genug davon. Deshalb deckten besonders die kleinen Bauern das Defizit an Streu aus dem Ried.

Die älteste Form der Streunutzung war die Berntung der von Menschenhand noch unveränderten Riedflächen. In den Flachmooren rechte man im Frühjahr die welken, letztjährigen Riedgräser ab. Besonders ergiebig waren die Pfeifengraswiesen. Sensen und Sicheln konnten in dem buckeligen Gelände kaum eingesetzt werden. Schon eher, als man begann, die Moore – so gut es ging – zu entwässern, um sie als einmahdige Streuwiesen zu nutzen. Auf diesem Halbkulturland gediehen vornehmlich Sauergräser mit einem hohen Gehalt an Kieselsäure, die deswegen vom Vieh als Futter verschmäht wurden, aber reichlich Streu lieferten.

Großer Beliebtheit erfreute sich bei den Bauern die Torfstreu. Sie wurde auf unterschiedliche Weise gewonnen. Entweder man rechte auf dem Torffeld im Frühjahr die vom Winterfrost gelockerte oberste Mullschicht ab, oder man stach im Herbst Wasen und beließ sie zum Auffrieren draußen. Sie wurden im folgenden Sommer – in möglichst trockenem Zustand – heimgeholt und mit der «Wasenmühle», einer Stifentrommelmaschine, zu Torfmull vermahlen. (Der Antrieb erfolgte per Hand, durch Pferde-

Die alten Torfstiche zeigen heute wieder alle Phasen neuerlicher Verlandung. (Foto: Karl Hund)



göpel oder später unter Verwendung von Motor- kraft.)

Gegen Ende der zwanziger Jahre konnten die Bau- ern von der auslaufenden Torfindustrie günstig Stechmaschinen erwerben, die vor allem in Ried- hausen das Wasenspätle verdrängten. Ihr Vorteil lag nicht nur in der größeren Leistung: mit ihnen war es möglich, künftig bis auf 4 m Tiefe und auch unter Wasser der fossilen Pflanzenwelt des Pfrunger Rie- des zuleibe zu rücken. Durch den Einsatz solcher Maschinen entstanden nun auch beim bäuerlichen Torfstich – im Gegensatz zum Handbétrieb mit dem «Spätle» – tiefere, d. h. langlebige Wasserflächen, die für das Pfrunger Ried heute so charakteristi- schen Stichseen.

Das derzeit reichliche Angebot an Stroh läßt in ab- sehbarer Zeit wohl kaum eine Wiederbelebung der Streutorf-Nutzung erwarten. Was jedoch die Ver- sorgung von Hausbrand anbelangt, so läßt sich ge- genwärtig keine Prognose stellen. Mit jeder Öl- preis-Steigerung und der Verteuerung von Holz und Kohle rückt die Wahrscheinlichkeit näher, daß die Wasenstecher wieder ins Moor ziehen.

Die Geschichte der Torfindustrie

Der industrielle Torfabbau im Pfrunger Ried begann 1857, als eine Schweizer Firma von der Gemeinde Pfrungen im «Großen und Kleinen Trauben» 77 ha Moorgrund erwarb und beim heutigen Riedhof «Pfrungenried» Fabrikgebäude und Wohnhäuser errichtete. Hohe Summen verschlangen dabei Ent- wässerungsprojekte, Straßenbauten und Unter- grundbefestigungen.

Man hatte zunächst hochfliegende Pläne und wollte aus Torf Buchdruckerschwärze, Asphalt und Torföl herstellen. Später experimentierte man auch an der Gewinnung von Heizgas, wozu eigens patentierte Generatoren und Druckkessel installiert wurden. Die durch dieses Verfahren gewonnene Energie sollte an Elektrizitätswerke oder an Industrie- Dampfessel abgegeben werden. Möglicherweise wurden auch hier Versuche mit der Torfverkohlung unternommen, von der ROGG schon 1852 zu berich- ten wußte: «In der neuesten Zeit hat man im Aulen- dorfer Ried eine großartige Verkohlungsanstalt mit verschlossenen Cylindern eingerichtet. Es ist jedoch kaum zu glauben, daß eine so kostspielige Anstalt bei den gegenwärtigen gedrückten Holzpreisen sich rentieren werde». Offenbar muß man die ROGGSche Erkenntnis bezüglich der Torfkohlen auch auf die übrigen oben genannten Produkte ausdehnen, die allesamt keine wirtschaftliche Bedeutung erlangen konnten.

Sicherlich waren die Haupterzeugnisse zunächst Brenn- und Streutorf. Wissen wir doch aus vielen Berichten, daß in jener Zeit die Kachelöfen auf dem Lande wie in der Stadt, aber auch die aufkommen- den Industriefeuerungen mit «Wasen» beheizt wur- den. Die Nachfrage nach Streutorf kam aus der Landwirtschaft, wo besonders im Bereich der Grün- landbetriebe Strohangel herrschte. Auch das Militä- r, das damals seine Mobilität dem Pferd verdank- te, war Großabnehmer von Streutorf.

Ein nicht unerhebliches Problem für den jungen In- dustriezweig bildete im Pfrunger Ried die verkehr- ferne Lage der Produktionsstätte. Seit 1850 bestand die Südbahnlinie Ulm–Friedrichshafen. Das bedeu- tete Bahnanschluß im etwa 25 km entfernten Ra- vensburg. Eine wesentliche Besserung brachte 1875 die Eröffnung der Strecke Aulendorf–Schwacken- reute, die mit der Bahnstation Hoßkirch den Ab- stand zum Anschluß auf 6 km verringert hatte.

Trotzdem ging die Suche nach günstigeren Trans- portmöglichkeiten weiter. Die 1866 abgeschlossene Begradigung der Ostrach und die sich diesem Kanal nähernden Abbaufächen eröffneten neue Perspek- tiven zum Bahnhof Ostrach.

Deshalb wurden um 1890 der Hornbach und die Ostrach zu Schiffahrtswegen samt dazugehörigem Leinpfad ausgebaut. Hierzu ein Auszug aus dem Gutachten von Regierungswiesenbaumeister FINK vom 24. Oktober 1891 an den Königlichen Ober- amtman Mann VON MEER, Sigmaringen: «Das Torfwerk liegt im Ried 2 km nördlich von Pfrungen entfernt. Durch dasselbe wird beabsichtigt, das große Torfla- ger daselbst auszunützen, wobei die fertige, trans- portfähige Waare zum Versandt auf Kähne bis dicht vor Ostrach geführt und dort mittelst Maschine und Drahtseil zur Bahnstation gezogen wird. Auf dem hierher gehörigen linken Bachufer befindet sich ein neuer schmaler Leinpfad, auf welchem die Kähne, anfangs von Personen, dagegen in diesem Jahre, von Pferden auf und ab gezogen werden. Ein Pferd fördert einen Zug von 5 Kähnen à 18 mit Torf gefül- lten Körben à 90 Pfund = $5 \times 18 \times 90 = 81$ Zentner. Für Zugänglichkeit der Pferde wurde der Leinpfad mit Rasenstücken und Tannenreisholz erhöht und mit in der Ostrach ausgebaggertem sandigem Letten, durchsetzt von einzelnen faustgroßen Steinen, schwach überfüllt. Bei der heutigen Besichtigung war der Pfad, trotz der trockenen Jahreszeit, stark abgenutzt und für Pferde weniger sicher, denn das Durchtreten in dem lockeren Moorboden war an vielen Stellen bemerkbar».

Mit dem Ostrach-Ausbau verbunden waren um- fangreiche Grundstückskäufe durch das damalige Torfwerk Pfrungenried «Hess & Comp.». Man er-



Links: Erst um die Jahrhundertwende vermoorte der letzte Seenrest im Pfrunger Ried. Auf einer alten Pfrunger Flurkarte von 1770 wird der heute «Überwachsene See» bei Wilhelmsdorf noch als 2 ha großes Gewässer vorgestellt. – Mitte: Bereits um 1770 waren große Teile des Riedes parzelliert und als Weideland oder Streuwiesen genutzt – wie die Pfrunger Flurkarte zeigt. – Rechts: Von 1897 bis 1928 transportierte eine Privatbahn den Torf von den Abbaustellen im Ried zum Bahnhof und zur Brikettfabrik nach Ostrach.

warb das links vom Kanal liegende Gelände von 5 m Breite auf die ganze mit Schiffen zu befahrende Strecke zu Eigentum der Aktiengesellschaft. Um störende Brücken abbrechen zu können, wurden vor allem die jenseits der Ostrach liegenden Wiesen der Laubbacher Bauern aufgekauft.

Zwar begünstigte der Ausbau der Ostrach zunächst die Entwässerung der anliegenden als Grünland genutzten Flächen, doch die vom Torfwerk rechts-widrig eingebauten Schleusen zum Anschwellen des Kanals erzeugten nach Inbetriebnahme genau das Gegenteil. Ein langwieriger Rechtsstreit mit Wiesengenossenschaften und Mühlen war die Folge. Dabei ging es nicht nur um das unerlaubte Aufstauen des Kanals, sondern auch um die damit verbundene rapide Verschlammung des Bachbettes. Schon 1892 mußte neuerlich gebaggert werden. Ein Kostenüberschlag von Torfwerk-Direktor A. DÜRR vom 28. 5. 1892 für Bagger-, Pferde- und Handarbeit belief sich auf 4441 Mark, wovon die Wiesengenossenschaften 2400 Mark tragen mußten.

1896 wechselte das – offenbar defizitäre – Torfwerk den Besitzer. Für nur 60000 Mark konnte ein Herr LANGE aus Magdeburg die Anlagen samt Grund und Boden von der Schweizer Aktiengesellschaft Hess & Co. erwerben. Die Belegschaft bestand damals aus 11 ganzjährig Beschäftigten und aus 12 Saisonarbeitern.

Die neuen Besitzer versuchten nun mit Elan die Schwachstellen des «wenig rentirlichen» Betriebes auszumerzen. Zunächst galt es, die Engpässe im

Transportsystem anzugehen. Die mühsame Treidel-Technik mittels pferdegezogener Kähne, die ohne Stauen von Ostrach und Hornbach – und die dadurch ausgelösten Rechtsstreitigkeiten – nicht möglich war, wurde bereits 1897 wieder aufgegeben. Man verbreiterte den ausgedienten Leinpfad, baute darüber einen Knüppeldamm, übererdete das Ganze und legte darauf eine Feldbahn an. Sie führte vom Bahnhof Ostrach bis zum Torfwerk Pfrungenried, Nebengeleise brachten Bahnanschluß zu den einzelnen Torfstichen. Die torfbeheizte Dampflokomotive zog jeweils bis zu 8 offene Kastenwagen gen Ostrach, wohin nun auch der Sitz des Unternehmens verlegt wurde.

Während die Fabrikanlagen im Ried weiterhin Torfmüll und Torfstreu produzierten, errichtete man 1896/97 in Ostrach eine Torfbrikettfabrik.

Das Rohmaterial wurde im grundwasserfernen Moorbereich mit dem «Wasenspätle» gestochen, in den feuchteren Zonen und unter dem Grundwasserspiegel durch Einsatz von handgetriebenen Stechmaschinen gewonnen. Für Stechen und Aufsetzen von 1000 Wasen wurden um die Jahrhundertwende, wo allsommerlich bis zu 30 Gstarbeiter aus Pommern oder Italien beschäftigt waren, 85 Pfennig Akkordlohn gezahlt. Die Erntezeit währte vom 1. April bis 1. August, es wurden jeweils etwa 35 Millionen Wasen oder Soden gestochen. Davon verarbeitete man die besonders saugfähigen Hochmoor-Moostorfe in der Riedfabrik zu Streutorf: Von Ochsen gezogene zweirädrige Karren brachten die



Zu den Abb. auf dieser Doppelseite: In den zwanziger Jahren arbeitete man bereits mit stromgetriebenen Baggern. (Foto: Archiv Unger) – Die Stromerzeugung erfolgte durch eine torfbeheizte Lokomobile. – Eine Feldbahn brachte das gemahlene Torfsubstrat zu den Torfeldern. – Dort wurde das Material ausgebreitet und nach dem Vortrocknen in Portionen zerschnitten. – Frauen schichteten die Wasen auf. – War der Wassergehalt auf ca. 45% gesunken, wurden die Torfziegel in Großbeugen gelagert. (5 Fotos: Heimatmuseum Ostrach)

luftgetrockneten und dem Winterfrost ausgesetzten Wasenstücke von den Stichen zur Werkshalle. Bei feuchter Witterung trugen die Tiere gegen Einsinken Moorschuhe. Von Dampfmaschinen getriebene Wasenmühlen zerkleinerten den Rohtorf, der dann in Pressen zu Ballen von 175 kg abgepackt wurde. Der Erlös pro Ballen betrug 3,85 Mark.

Per Torfbahn ging die Fertigware direkt zum Bahnhof Ostrach, die Rohwasen übernahm die neben dem Bahnhof errichtete Torfbrikettfabrik. Das Protokoll der «Central-Moor-Commission», die am 28. Juni 1901 die Fabrikanlage besichtigte, informiert uns über die Produktionsverfahren: «Der für die Brikettirung bestimmte Torf kommt mit einem durchschnittlichen Gehalt an Trockensubstanz von 55% in die Fabrik. Er wird dann zunächst mit Maschinen zerkleinert, gesiebt und auf maschinell Wege in einen größeren Vorrathsraum geschafft, gelangt von dort in eigenthümlich konstruirte, mit Dampf geheizte Röhrentrockenapparate (Schulze'sche Röhrentrockenapparate) und wird dann ebenfalls maschinell in eine Presse geschafft, die sich nicht wesentlich von den zur Steinkohlen- oder Braunkohlenbrikettfabrikation vielfach benutzten Pressen unterscheidet und ohne jeden Zusatz eines Bindemittels und ohne besondere Erwärmung des Preßkopfes bei angeblich 2000 Atmosphären Druck zu Briketts von der gewöhnlichen Form gepreßt. Dieselben verlassen in einem langen, sich zu den Lagerschuppen durch Gleitrinnen fortschiebenden Strang mit einem Feuchtigkeitsgehalt von 12 bis 15% den Fabrikraum. An passender Stelle ist in die Gleitrinne ein Zählwerk eingeschaltet. Am Ende der Rinne, die in ihren letzten Theilen verlegbar ist und so den sich mit jedem Preßkolbenstoß um die Breite eines Briketts fortschiebenden Strang an eine beliebige Stelle des Lagerraums leiten kann, werden durch einen in der Rinne angebrachten Knick, über den sich der Strang fortschiebt, die in dem Strang noch schwach aneinander haftenden Briketts voneinander getrennt. Die Gesteungskosten für 10000 kg wurden mit Mk. 135,- angegeben, der Verkaufspreis zu Mk. 180,-. Der theoretische Wärmeeffekt soll 4700 Calorien betragen. Die Dampfkessel der Fabrik werden vorwiegend mit Torf beheizt.» (TAKKE) Die Torfbriketts sollen in Größe und Form den Braunkohlenbriketts sehr ähnlich, jedoch wesentlich leichter gewesen sein.

Ein bedeutender Geschäftspartner für die Torfindustrie war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die aufkommende Dampfeisenbahn, deren Lokomotiven vielfach mit Torf beheizt wurden. Die Verdrängung der Torfprodukte durch die besser geeignete Steinkohle nach der Jahrhundertwende war ein

schwerer Schlag für diesen Industriezweig. Mit Sicherheit war dies ein Segen für unsere Moore, die sonst einen noch größeren Aderlaß erfahren hätten. Von 1910 bis 1912 war der Fabrikant HEINRICH OTTO aus Stuttgart Besitzer der Torfwerke Ostrach und Pfrungenried. Er erwarb in den «Schnöden» weiteres Moorland, u. a. die von Familie NEUBRAND, Rotenbühl, betriebene Torfstreifefabrik. Das Torfbrikkettwerk in Ostrach ließ Kommerzienrat OTTO baulich erweitern. Doch schon nach zwei Jahren erlosch sein Interesse am Torfgeschäft. Er verkaufte 1912 die Betriebe an den Fabrikanten ROBERT BOSCH, der vermutlich als Jagdgast seines Geschäftspartners OTTO das Pfrunger Ried kennenlernte.

Das neue «Kohlenwerk Ostrach G.m.b.H.» erweiterte das Schienennetz um eine Zweigbahn in die «Schnöden», wo nach Regulierung des Tiefenbachs eine zweite Abbaustätte eröffnet wurde. Dank der regen Nachfrage während und kurz nach dem Ersten Weltkrieg nach Torfbriketts, Brenn- und Streutorf blühte das Geschäft mit dem «schwarzen Gold» nochmals kräftig auf.

Über die Technik der Torfernte in den frühen zwanziger Jahren, als u. a. der sog. Baggersee in den «Schnöden» entstand, wissen wir heute noch recht gut Bescheid: Eine stationäre, torfbeheizte Halb-Lokomobile diente als Antrieb für den angeschlossenen Stromgenerator. Über eine Freileitung gelangte der Strom zum Abbauplatz, wo ein von Elektromotoren angetriebener Eimerkettenbagger den Torf aus der Tiefe holte. Der Abbau erfolgte bis zur Seekreide, so daß in der Folge bis zu zwei Meter tiefe Baggerseen entstanden. Das stark durchfeuchtete, von einer schrägen Wand abgeschürfte Torfsubstrat wurde über Förderbänder zu einer Knetmühle transportiert und gelangte dann als zähflüssiger Torfbrei in bereitstehende Kipploren. Von einer kleinen Diesel-Lok gezogen, erreichte die Schienefracht die Trockenplätze in der Umgebung der Abbaustätten. Hier breitete man den «Teig» auf dem Boden aus und verebnete das Ganze unter Verwendung von Handrechen. Nach etwa 5 Tagen Trocknungszeit wurde «gestichelt», d. h. zwei Mann, die gegen Einsinken Bretterschuhe trugen, zerlegten den Wasenkuchen in Portionen. Der dazu verwendete Stéchapparat bestand aus einem Metallrahmen mit kreuz und quer gezogenen Drähten. Durch kräftiges Eindringen dieses Gitterrostes entstanden Wasenstücke von 30 x 10 x 15 cm. Das anschließende Aufbocken in Kreuzstößen von jeweils 6–8 Torfziegeln war Frauenarbeit. Nach dem Abtrocknen sammelte man das Erntegut in Körben ein; es wurde entweder sofort bahnverladen oder auf große Vorratsmieten gebeugt, die zuweilen auch mit Brettern



gegen Regen abgedeckt wurden. Man arbeitete in zwei Schichten täglich. Für die Fahrt zu den Torffeldern und Fabrikationsstätten im Ried stand den Arbeitern von Ostrach und Laubbach ein Handtriebswagen zur Verfügung. Direktor ERNST JOHN, der von 1902 bis 1924 die Torfwerke leitete, und Buchhalter ZIMMERMANN benutzten für Inspektionsfahrten ins Ried eine dieselgetriebene Draisine.

Bereits im Jahre 1923 waren sowohl die Torfstreu-
fabrik im Ried als auch das Brikettwerk in Ostrach
außer Betrieb. Die Torferzeugnisse, ob naturbelas-
sene gestochene Wasen oder maschinell aufbereite-
ter Baggertorf, wurden von den Abbaustellen im
Ried mit der Feldbahn nur noch zum Bahnhof
Ostrach gebracht und dort verladen.

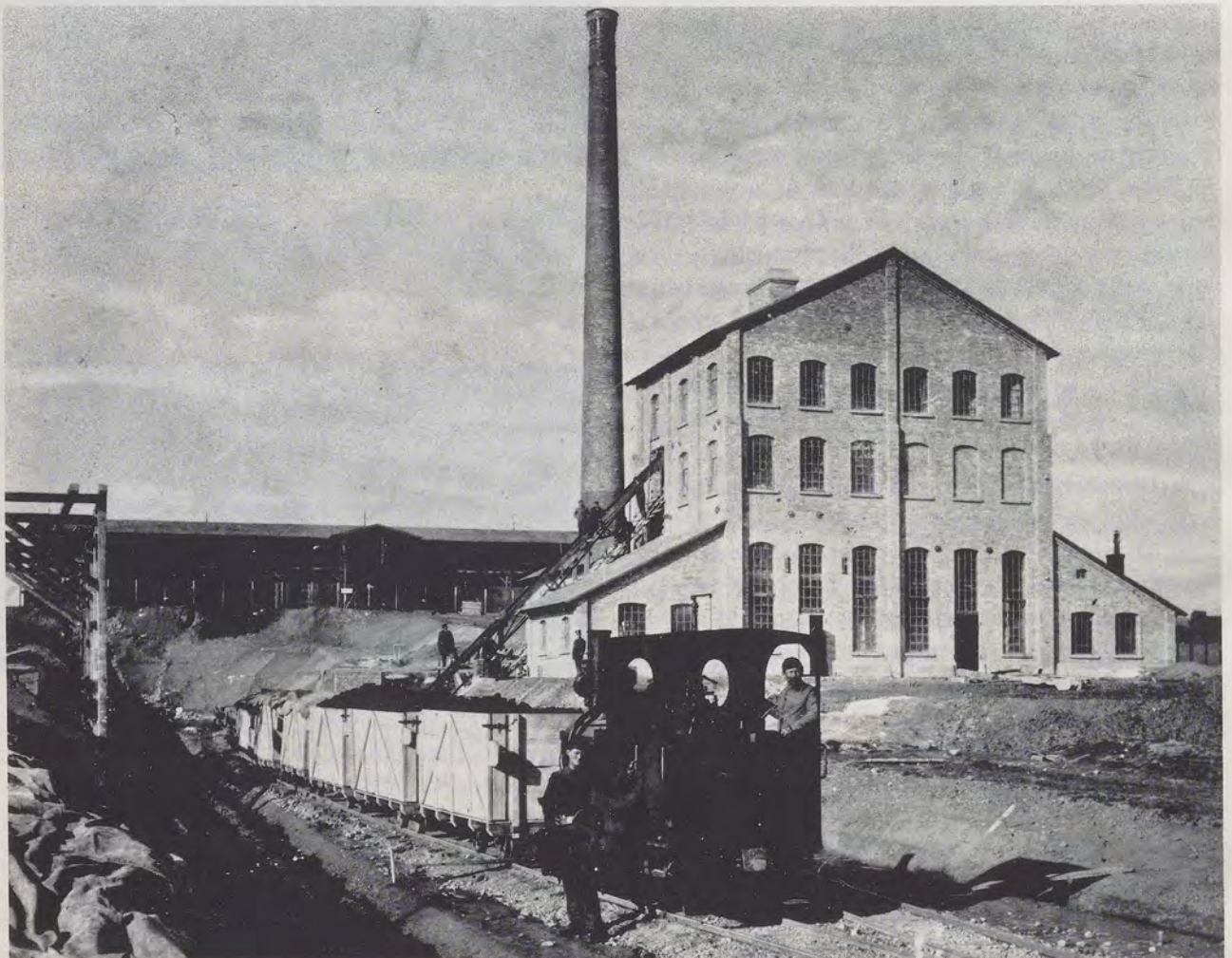
1928 schließlich legte die Firma Bosch auch diesen
Betriebszweig still. Damit endete vorerst die etwa 70
Jahre währende industrielle Torfnutzung im Pfrun-
ger Ried, die einem der schönsten Moore Südwest-
deutschlands große Wunden schlug, aber den Un-
ternehmern nur mäßigen Gewinn brachte.

Die folgenden zehn Jahre waren gekennzeichnet
von einem Gerangel um den Firmennachlaß. Die
Feldbahn wurde abgebaut und verkauft, die Fabri-
kationsanlagen wurden Altmetallhändlern zum
Abbruch überlassen. Ein Landwirt erwarb das Fa-
brikgebäude in Ostrach. Es ist trotz mehrfacher Um-
bauten in Teilen heute noch erhalten.

170 ha Torffelder und Abstiche standen zum Ver-

kauf. Dem Hofkammerforstamt Altshausen, das das
gesamte Areal 1936 erworben hatte, wurde vom
Landratsamt Ravensburg die Genehmigung zur
Auflassung versagt. Bemerkenswert ist die Begrün-
dung: «Das Hofkammerforstamt Altshausen beab-
sichtigt, das in Frage stehende Gebiet zur Anlage ei-
nes Birkhahnjagdgeländes zu erwerben. Nach ei-
nem Gutachten der Landwirtschaftsschule Ravens-
burg eignen sich jedoch die auf dem Gebiet gelege-
nen Moorflächen sehr gut zur Kultivierung; auch
nach Äußerung des Kulturbauamtes Ravensburg
besteht die Möglichkeit zur Kultivierung dieser Flä-
chen ohne eine weitere Entwässerung. Andererseits
zeigt, wie nach den Äußerungen der Landwirt-
schaftsschule wie der Bauernschaft anzunehmen ist,
die Bevölkerung der umliegenden Gegend einen
starken Landhunger, wenn ihr auch das zur Rodung
und Kultivierung erforderliche Kapital nicht selbst
ohne weiteres zur Verfügung steht . . . Vom Stand-
punkt der Erzeugungsschlacht aus gesehen ist nicht
zu verantworten, die fraglichen Flächen der Land-

Die Torfbrikettfabrik in Ostrach. Hier wurden von 1897 bis um 1920 die Torfe des Pfrunger Riedes zu Briketts
verarbeitet. (Foto: Archiv Unger)





Auch diese Aufnahme stammt aus dem Archiv des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Sie ist bezeichnet: Pfrunger Ried, östl. des Schienenwegs, 6.7.38.

wirtschaft und damit der Volksernährung zu entziehen . . . »

Diese Entscheidung konnte weder der Gemeinderat noch der Ortsbauernführer von Pfrungen verhindern, die sich wie die Württembergische Landesstelle für Naturschutz unter PROF. SCHWENKEL für den Verkauf an die Hofkammer ausgesprochen hatten. Damit war eine große Chance vertan. Das gesamte Torfgebiet wäre dadurch wieder der natürlichen Sukzession überlassen worden und hätte sich – wie wir heute anhand von Beispielflächen wissen – zu einem «Paradies aus zweiter Hand» entwickeln können.

Nun wurde der Nachlaß der Torfwerke zerstückelt und an eine Vielzahl von Interessenten – vor allem an Bauern der umliegenden Riedgemeinden – veräußert.

Einen Teil der Torffelder in den «Schnöden» erwarb die 1939 gegründete Firma Emele und Reck, die

während und nach dem Zweiten Weltkrieg Kohlenanzünder hergestellt hat: Die Torfgewinnung erfolgte mit Handstechmaschinen, die Zerkleinerung der luftgetrockneten Wasen durch Bandsägen und Futterschneidmaschinen in einer Fertigungshalle im Ried. Die etwa 4 x 2 x 2 cm großen Torfwürfel wurden in Koksöfen getrocknet und in einer heißen Flüssigkeit aus Roh-Naphtalin und Torfteer getaucht. Das penetrant riechende Produkt verpackte man in Papiertüten oder Jutesäcke und brachte es am Bahnhof Burgweiler zum Versand. Mit der Währungsreform des Jahres 1948 und der damit verbundenen Neuorientierung der deutschen Wirtschaft endete die Firma Emele und Reck.

Und was geschah mit dem übrigen Bosch-Besitz? Zwei Wohngebäude bei der ehemaligen Torfstreu- fabrik in Pfrungenried gingen an ehemalige Betriebsangehörige (Riedwirtschaft und Anwesen Baidtner). Die restlichen Betriebsgebäude und 88

ha Moorgrund kaufte 1938 der Schlossermeister und Landwirt DANIEL GLASER aus Wilhelmsdorf. Offenbar hatte er sich übernommen, denn er versuchte, sich schnell wieder von dem Besitz zu trennen.

Noch im gleichen Jahr veräußerte er 27 ha Moorgrund und die verbliebenen Gebäude der Torfstreifabrik Pfrungenried an den Landwirt LUDWIG HUG. Mit Fleiß und Ausdauer baute die Familie HUG dort einen Moorhof auf und kämpfte fast 30 Jahre lang gegen die Tücken des mineralstoffarmen Moorgrundes an, bis sie das Gelände der Fa. Keck-Übele zum Abbau überließ. Die Problematik der Moorkultivierung war den Bauern durchaus bewußt, wie aus einem Gutachten des Ortsbauernführers von Pfrungen aus dem Jahre 1935 überliefert wird: «Die Übernahme des Pfrunger Riedes zu Siedlungen würde mit 100% Sicherheit nur Zuschußbetriebe ergeben, welche sich aus eigener Kraft und Ertragsfähigkeit niemals halten können. Diejenigen Pächter, welche bis heute trotz der überaus niedrigen Pacht das Ried bewirtschaften, sind, bis auf einen, derart verschuldet, daß sie nicht einmal ihren kleinsten Verpflichtungen nachkommen können . . . Nach den bisherigen Erfahrungen wird das Pfrunger Ried sich niemals als Siedlungsland eignen.»

Es ging dabei um die Entscheidung, ob das in großen Teilen abgestochene Ried künftig der Landwirtschaft oder dem Naturschutz zu überlassen sei. Hätte man damals etwas weitsichtiger gehandelt und die Empfehlungen des Pfrunger Bauernvertreters berücksichtigt, wären die Naturschutzprobleme in unserem Ried heute einige Nummern kleiner, denn er schreibt u. a.: «Der beabsichtigte Kauf als Naturschutzpark kann nur begrüßt werden, da eine andere rentable Nutzung nicht gewährleistet werden kann».

Was waren das für Zeiten, als sich Bauern und Naturschützer noch gemeinsam für die Erhaltung der Riedlandschaft einsetzten! Nur so war es möglich, daß letztlich doch noch ein Happen aus dem Nachlaß der Torfwerke in die Hände des Naturschutzes kam: Von den Verkaufsbemühungen des DANIEL GLASER erfuhr der damalige Kreisnaturschutzbeauftragte und Moorforscher KARL BERTSCH aus Ravensburg. Er benachrichtigte den Landesbeauftragten für Naturschutz PROF. HANS SCHWENKEL in Stuttgart von der Möglichkeit des Landerwerbs im Pfrunger Ried.

SCHWENKEL brachte den SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND ins Geschäft, der 1939 und nochmals 1941 von den GLASERSchen Grundstücken insgesamt 51,51 ha Moorgebiet zu Zwecken des Naturschutzes aufkaufen konnte. Hiervon wurden 43,45 ha am 18. Juli

1941 als «Naturschutzgebiet Pfrunger Ried» ausgewiesen, die wiederum seit dem 20. 11. 1980 in das Naturschutzgebiet «Pfrungen–Burgweiler Ried» aufgegangen sind.

«Doch ruhig wars im Moore nie!» Während in den «Schnöden» um 1948 die Firma Emele und Reck den Torfbetrieb einstellte, wurde in Pfrungenried und später bei Egelreute bereits wieder gebaggert. Aus kleinen Anfängen der Nachkriegsjahre entwickelten sich die heute florierenden Torfwerke. Doch weder die Firma Keck-Übele (Pfrungenried) noch die Firma Kneer, Egelreute, produzieren gegenwärtig Kohlenanzünder, Torfbriketts, Brenn- oder Streutorf – die Erzeugnisse der früheren Torfindustrie. Gärtnereien, Baumschulen, Landschaftsgestalter und Champignon-Züchter sind die Abnehmer von Torf und Torfprodukten geworden. Die Tatsache, daß die verbliebenen Hochmoorschilde im «Großen Trauben» seit 1939 unter Naturschutz stehen und damit dem Abbau entzogen wurden, zwingt die Betriebe, den zur Mischung notwendigen Moostorf (Sphagnum-Torf) aus Norddeutschland oder aus der UdSSR einzuführen. Deshalb begegnen dem Riedwanderer heute gelegentlich russische Lkws, vollbeladen mit Torfballen aus den schier unerschöpflichen Hochmooren um Leningrad oder Moskau.

Auch die Erntetechnik hat sich geändert. Wo früher Wasenspätle, Stech- und Dampfmaschinen eingesetzt waren, holen jetzt durchweg Hydraulik-Bagger die vorwiegend dunklen Niedermoortorfe sowie die Torf- und Lebermudden bis zu den hellen Seekreideschichten aus dem Grund. Dadurch entstehen laufend neue Wasserflächen, Lebensräume für eine große Zahl von Tier- und Pflanzenarten.

Das in langen Bahnen ausgehobene Substrat wird durch Moorraupen eingeebnet und nach oberflächlichem Abtrocknen etwa 25 cm tief gefräst. Wenn zeitlich möglich, setzt man das Material dem Winterfrost aus, da das Auffrieren zu einer weiteren Lockerung, vor allem zu einem Zerreißen der Torffasern führt. Ist der gewünschte Trockenheitsgrad (60% Wassergehalt) erreicht, wird der aufbereitete Torf auf Halde geschoben und per Lkw, Feldbahn oder Kahn zu den Torfwerken gebracht. Was nicht als Graberde lose in den Handel geht, wird in den Werkshallen veredelt, d. h. in Torfmühlen nochmals zerkleinert und nach bestimmten Rezepten gemischt. Die Produkte sind in Plastiksäcken verpackte Düngedorfe, Blumentopf- oder Pikiererde. Die vorwiegend von Gärtnereien bezogene Blumentopferde enthält beispielsweise: 80% Niedermoortorfe aus dem Pfrunger Ried, 15% Hochmoortorf aus norddeutschen oder russischen Mooren und

dann noch 5% Beimengungen wie Mineraldünger, Hornmehl, Sand und Kalk.

Ein bedeutender Kunde unserer Torfindustrie sind die Champignonzüchter, deren Substrat lediglich mit Kalk versetzt wird, um den gewünschten pH-Wert von 7,5 zu erzielen. Grundsätzlich würde sich hierzu die unter den Torfen lagernde amorphe Seekreide eignen. Ihre Verwendung scheitert lediglich an ihrer cremigen Konsistenz, die beim Mischprozeß nur schwer lösliche technische Probleme bringt. Die Tagesproduktion der beiden Torfwerke beträgt gegenwärtig etwa 80 bis 90 Tonnen Torf und

Torfprodukte mit einem Wassergehalt von ca. 60%. Badetorf zu balneologischen Zwecken wurde bisher im Pfrunger Ried nicht gewonnen.

Torfernte, Naturschutz
und der SCHWABISCHE HEIMATBUND

Immer wieder wird der Naturschützer mit der Frage konfrontiert: «Ist aus der Sicht des Naturschutzes ein Torfabbau in unseren Mooren heute überhaupt noch vertretbar?» – Es wäre mit Sicherheit unverantwortlich, würde man für intakte Moorbiotope

Durch Abtorfen der von der Landwirtschaft aufgegebenen Grünlandflächen entstehen neue Feuchtgebiete. Deren künstlich geschaffene Flachufer begrünen sich schnell wieder und bieten schon nach wenigen Jahren den Wasservögeln Schutz. (Foto: L. Zier)



Abbau-Genehmigungen erteilen und die letzten Reste ursprünglicher Lebensräume der Zerstörung preisgeben.

Aber warum soll man nicht auf melioriertem Grünland mit eintöniger Stickstoff-Wiesen-Vegetation «etwas Eiszeit spielen» und neuerlich den Grundwasserspiegel freilegen? Wir erinnern uns: Das Moor ist aus einem großen Moränensee entstanden, der – ohne nennenswerte Einflußnahme durch den Menschen – verlandet ist. Die an Sumpf und Wasser gebundenen Lebewesen fielen der Dynamik natürlicher Veränderungen zum Opfer. Seit jedoch der Mensch nach Torf gräbt und «Paradiese aus zweiter Hand» schafft, können viele Arten dorthin zurückkehren und die ihren Bedürfnissen entsprechenden Reviere neu besetzen.

Die ersten – nunmehr 120 Jahre alten – Stichseen sind bereits ein zweites Mal verlandet. Wollen wir die Artenvielfalt der auf Feuchtgebiete geprägten Tier- und Pflanzenwelt erhalten, müßte eigentlich immer ein Teil des Riedes dem Torfbagger überlassen werden.

Bedenkt man, daß im Pfrunger Ried heute unter nahezu 2000 ha Wiesenflächen abbauwürdige Torf-Deponien lagern, so wird es in absehbarer Zeit wohl kaum einen Mangel an geeignetem Gelände geben. Auch an der Bereitschaft der Landwirte, derartige Grundstücke für Naturschutzzwecke zu veräußern, fehlt es nicht, wie die Verkaufsabschlüsse der letzten Jahre erkennen lassen.

Und der Grunderwerb sollte der erste Schritt einer solchen Aktion sein, der garantiert, daß nach Abbau und Gestaltung der neu entstandene Lebensraum wieder dem natürlichen Landschaftsgefüge eingliedert wird. Denn eine Nutzung als Freizeit-Gewässer mit Bade-, Boots- und Angelbetrieb würde die Ansiedlung und Entfaltung vieler Tier- und Pflanzenpopulationen weitgehend ausschließen. Bei der Anlage solcher Flächen sind in Anbetracht der Zielsetzung einige gestalterische Gesichtspunkte zu beachten:

1. Naturnahe geschwungene und buchtenreiche Formen.

Sie lassen – im Gegensatz zu den rechteckigen Stichen – nach entsprechender Uferbegrünung das «Kunstprodukt» sehr schnell in Vergessenheit geraten.

2. Flach auslaufende Uferbereiche.

Sie beschleunigen die Entfaltung von Pionier-Orga-

nismen wie Binsen, Seggen, Schilf und Rohr. Gerade dieser deckungsreiche Verlandungsgürtel ist wiederum die Voraussetzung für die Ansiedlung von Wasservögeln wie Enten, Rallen, Dommeln und Rohrsänger.

3. Untiefe Zonen und Inseln.

Flachwasserbereiche bilden Initial-Stadien für Röhrichte auch im freien Gewässer. Beim Abbau ausgesparte Inseln sind für Wasservögel ideale Ruhe- oder Brutplätze. Sie sind zumindest während der Sommermonate für Menschen und Raubsäuger unzugänglich.

Nach diesen Gesichtspunkten entstehen gegenwärtig an mehreren Stellen im Pfrunger Ried neue Feuchtgebiete. Sie sollen aber nicht nur heimischen Brutvögeln als Lebensraum dienen, sondern der großen Zahl von nordischen Zuggästen eine gefahrlose Rast ermöglichen. Pionierarbeit in dieser Form der Biotop-Gestaltung hat hier der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND geleistet, der durch Grunderwerb seinen Besitz im Pfrunger Ried zwischenzeitlich auf ca. 90 ha erweitert hat. Ein Nebenprodukt dieser Aktivitäten ist der dadurch geschaffene Eigenjagdbezirk, der nunmehr eine jagdliche Befriedung erlaubt und damit eine «Oase der Ruhe» für alle Tiere schafft – auch für die jagdbaren.

Naturschutz darf in unserer – von der Zivilisation so arg gebeutelten – Landschaft nicht mehr allein unter dem Aspekt der Bewahrung oder Konservierung betrachtet werden. Der moderne Naturschützer greift auch gestaltend in die Landschaft ein und schafft – wenn erforderlich – Ersatzlebensräume. Dabei darf es keine Rolle spielen, ob die ursprünglichen Biotope durch natürliche Sukzession – also durch Alterung – oder infolge menschlicher «Übergriffe» verschwunden sind.

Der günstige Umstand, daß die Torfwerke Humus und die Naturschützer (hier SCHWÄBISCHER HEIMATBUND) gestaltete Feuchtgebiete anstreben, führte zu dieser Symbiose einstmalig «verfeindeter» Interessensgruppen und damit zur Wiederherstellung wertvoller Feuchtgebiete im Pfrunger Ried.

Vielen Informanten, die Mosaiksteinchen zur Riedgeschichte geliefert haben, bin ich zu Dank verpflichtet. Namentlich hervorheben möchte ich besonders Prof. Dr. Göttlich, Sigmaringen, Josef Unger, Lokalredakteur, Ostrach-Dichtenhausen, Rektor Willy Rieger vom Heimatmuseum Ostrach, Matthäus Walser, Altbürgermeister von Pfrungen, Adolf Kneer, Torfwerk Pfrungen-Egelreute, Alois Übele, Torfwerk Pfrungenried, Adolf Reisch, Waldbeuren, und Otto Bachmann, Laubbach.

Archivarbeiten brachten ein Bild zum Vorschein; es mußte den Umständen nach in den Zusammenhang einer Ausstellung gehören, die der damalige Bund für Heimatschutz in den Jahren 1935 und 1936 unter dem Titel «Der Holzbau» an verschiedenen Orten des Landes gezeigt hat; Professor Felix Schuster hatte sie zusammengestellt.

Merkwürdig war das Bild nicht allein deshalb, weil es ein Exemplar der immer seltener werdenden gedeckten Holzbrücken zeigte, sondern weil es begleitet war von der Anmerkung: *Archenbrücke über die Jagst bei Bächlingen (unter Langenburg). Erworben vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern.* Das Bild stammt von M. Mayer †.

Besitzt also der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND neben einem Grenzstein in Hinzang, einer Kapelle in Rot bei Laupheim und der Hammerschmiede in Grönningen als «Erbe» des Bundes für Heimatschutz in

Württemberg und Hohenzollern ein weiteres Kulturdenkmal? Die über die Zäsur 1945 hinweggeretteten Akten gaben keinen Aufschluß, aber aus verschiedenen Jahrgängen des Schwäbischen Heimatbuches und aus Nachforschungen vor Ort ließen sich Geschichte und Schicksal dieser Brücke erheben, die hier von Anfang an nachgezeichnet werden sollen.

Der Übergang über die Jagst bei Bächlingen ist vermutlich sehr alt, wie auch Bächlingen selbst. In der Zeit der fränkischen Missionierung war die Bächlinger Kirche – die heutige stammt aus dem frühen 14. Jahrhundert – Urkirche eines weiten Bezirks, zu dem auch Langenburg gehörte; 1077 wird der Ort Bächlingen erstmals urkundlich erwähnt.

Von den vermutlich vielen Brücken, die im Laufe der Zeiten bei Bächlingen – *in dieser Gegend voller Be-*

Dieses Bild kam im Archiv des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zum Vorschein und gab mit seiner Bezeichnung *Archenbrücke über die Jagst bei Bächlingen (unter Langenburg), erworben vom Bund für Heimatschutz in Württemberg und Hohenzollern* Anlaß zu den Nachforschungen, deren Ergebnis auf den hier folgenden Seiten dargestellt wird. (Foto: sh-archiv – Martin Mayer)



schwerlichkeit, wie es in einer Notiz des Zimmermanns Conrad Brenner von 1752 heißt – über die Jagst führten, wird als erste urkundlich faßbar eine Brücke aus dem 16. Jahrhundert in einem abschriftlich überlieferten Bericht aus dem Gültbuch, so zur Erbteilung 1553 übergeben worden. Darin heißt es: Wann die Brücken zu Bächlingen baufällig wird und Schaden nimmt, daß man dieselbige wiederum von neuem bauen muß: So hat die Herrschaft allerwegen das Holz dazu gegeben, auch die Maurer und Zimmerleut, was dieselbigen daran verdient, bezahlt. Die Gemeind zu Bächlingen aber muß alle Handreich, auch Frohn und Dienst auf ihre Kosten daran tun. Item es sollen auch allewegen zween Brückenmeister aus der Gemeind zu Bächlingen gewählt und gesetzt werden, wie von alters herkommen, die täglichs und zu jeder Zeit zu der Brücken sehen sollen, auf daß der Sachen mit geringsten Kosten, ehe weiterer Schad geschehe, mög geholfen werden.

1784 wurde dieser Text zitiert mit der Einleitung: *Wegen Erbauung der Bächlinger Brücke finde sich nichts im Archiv als folgender Extract, davon aber das Jahr nicht bemerkt ist. Und zum Schluß wird angemerkt: Dieser Extract ist von dem Schultheißen Comberger zu Langenburg erteilt worden.*

Vollständige Akten über die Bächlinger Brücke liegen erst seit dem 18. Jahrhundert vor.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts war die Brücke wieder einmal stark angeschlagen. Der Maurermeister Johann Jörg Heinrich Bechmann aus Widdern legte mit Datum vom 3. Dezember 1751 einen Plan zum Bau einer steinernen Brücke vor. Seinem Plan lag ein Kautionsbrief bei, in dem er neben 300 Gulden rheinisch auch eine *Spezialhypothek* auf sein bewegliches und unbewegliches Vermögen wie Wiesen und Weinberge *setzt*. Nicht er allein hat dabei unterschrieben, sondern auch Anna Regina (wohl seine Frau): *auf den ohnverhoffenden Fall, wann sich binnen 2 Jahr, also von Michaelis 1752 bis dahin 1754 nach Erkenntnuß ohnparteyischer Werkmeister ein accordswidriger Mangel an diesem Brückenbau erfinden sollte.*

Einen *Riß zur Bächlinger Brücke* lieferte 1752 auch der schon zitierte Zimmermann Conrad Brenner – also für eine Holzbrücke. In sieben Punkten legte er dar, was bei einem beabsichtigten Brückenbau besonders zu beachten sei. Sein Kostenvoranschlag belief sich auf 1104 Gulden und 34 Kreuzer.

1758 wurden wieder umfangreiche Bauarbeiten an der Brücke erforderlich, man hatte sich wohl bis dahin mit Reparaturen begnügt. Ein Kameralprotokoll vom 24. März 1759 hält die Kosten fest: *Zusammentrag derer auf den neuen Brückenbau zu Bächlingen verwendeten Kosten: Summa 1265 Gulden, 44 Kreuzer und 1 Pfennig.* Aufschlußreich über die Entlohnung ist

ein beigefügtes Verzeichnis des Schuldieners von Bächlingen, es berichtet *von den Personen so an der Bächlinger Brücke beim Gumppen und anderer Arbeit gewesen und was einer fraglichen Person an Wein und Brot abgegeben worden, zusammen 332¹/₂ Maß Wein und 262 Laib Brot . . .*

1784 war die Brücke – wie es der späteren Kostenaufstellung zu entnehmen ist – *durch Eis ruiniert*. Zunächst war offenbar eine Reparatur beabsichtigt, und es schien möglich, sie wiederherzustellen und sie bei dieser Gelegenheit durch Erneuerung der Widerlager und durch andere Maßnahmen stärker gegen Hochwasser und Eisgang abzusichern. Aber entweder war die Brücke stärker *ruiniert*, als man zunächst angenommen, oder man wollte noch größere Sicherheit erzielen, als durch die zuerst geplanten Erneuerungen und Verstärkungen zu erreichen war, jedenfalls kam es zu einem Neubau – und das heißt zum Bau der *Archenbrücke über die Jagst bei Bächlingen*, die 1935 vom Bund für Heimatschutz erworben wurde.

Über diesen Brückenbau finden sich recht umfangreiche Unterlagen im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein. Sie geben interessante Einblicke und zeigen, wie man zu dieser Zeit an Bauvorhaben heranging, wie geplant wurde, wie die Kautionsstellung der Handwerker für ihre Arbeit gehandhabt wurde, was an Fron zu leisten war, wie die Entlohnung vorgenommen wurde. Alles in allem ist damit auch mancher Blick möglich in das Leben vor fast zweihundert Jahren, in die Wirtschafts- und Sozialgeschichte, in das Alltagsleben von damals.

Spätestens am 13. Oktober 1784 war endgültig entschieden, daß und wie die Brücke neu zu bauen sei. Denn ein *Pro Memoria* der Fürstlich Hohenlohischen Rentkammer von diesem Tag hält fest: *Da nunmehr resolvirt ist, daß über den Jagst Fluß zu Bächlingen eine hölzerne Brück nach dem anliegenden Riß nur mit einer kleinen, von dem Herrn Oeconomie Rath Bernhardt zu Hall in Betreff derer Kreuz-Biege in Vorschlag gebrachten Abänderung hergestellt werden solle. So hat der Zimmermann Clemens Schumm auf Verlangen einen ebenfalls anliegenden Überschlag übergeben . . . Und zu diesem Überschlag hat nun die Rentkammer noch einige Fragen, zu denen man des Gedachten Herrn Oeconomie Raths Meynung zu wissen begierig ist, und anhero um deren Ertheilung und daß solche hierneben beygesetzt werden mögte, derselbe hiermit ersuchet wird.*

Zunächst wird gefragt, *ob bey der angezeigten Holz Erfordernuss etwas zu erinnern sei.* Darauf antwortet der auf Sparsamkeit bedachte Gutachter: *An der Holz erfordernuß ist nichts auszusezen, maßen er solches alles wird nöthig haben; da aber ein Stamm nicht nur 50 Schuh*

lang, wohl aber 60 bis 70 Schuh lang zu bekommen, so wäre doch die übrige Länge, so fern sie allzu ästigt, und nicht zu diesem Werck zu gebrauchen wären anderswo zu exploriren. Und dazu macht der regierende Fürst, der sich anscheinend gründlich um die Brückenangelegenheit gekümmert hat, einen handschriftlichen Vermerk: *Diess Anmerkung ist zu benutzen.*

Zur Höhe des Betrags von 650 Gulden, die Schumm gefordert hat, antwortet der Gutachter: *An dieser Forderung wäre ihm wenig oder gar nichts abzubrechen, indem er sehr billig. So er die alte abbrechen und die neue gut und dauerhaft herstellen würde, wenigsten wäre ihm von 600 Gulden nichts abzubrechen. Doch wäre meine wenige Meynung, ihme zuzumuthen, daß er über Winter ein Model zu dieser Brücken verfertigen solte, aus welchem Model sehr vieles zu ersehen, und ihme zu seinem eigenen Vortheil gereichen würde. Dazu die Anmerkung des Fürsten: es kann also der accord so gut mögl. mit ihme geschlossen und die Verfertigung des modells mit einbedungen werden.* Der Vorschlag, ein Modell anfertigen zu lassen, wurde also aufgegriffen. Entsprechend heißt es unter Punkt 7 des Akkords: *Vor ein Modell zur neuen Brücken zu verfertigen, wozu ihm aber 2 gute Bretter aus der Hofschreinerey abzugeben wären . . . 22 Gulden.* (Von diesem Modell wird noch einmal zu reden sein.)

Als dritte wird dem Herrn Oeconomie Rath Bernhardt zu Hall die Frage nach der Dachdeckung für die neu zu erbauende Brücke gestellt. Und das war zunächst die Frage, ob sie mit Eichen- oder Fichtenschindeln zu decken sei. Dazu heißt es in der Antwort: *Auf diesen Puncten wäre meine gehorsamste Beantwortung, daß ob ich wohl anfänglich selbst glaubte, wegen der Zierlich- u. Dauerhaftigkeit bey eichenen Schindeln zu verbleiben, so habe jedoch in Erwägung gezogen, daß die eichene Schindeln mit Einschalung der Bretter, der Brücken mehrere Last auflegen und mehrere Kosten erfordern würde. Als ist meine wenige Meynung bey fichtenen gefälzten Schindeln zu verbleiben maßen die Brücken 2 mal gegen obige Kosten könnte bedeckt werden. Leztens wird gehorsamst angerathen, daß von Hochfürstlicher Cammer alle hierzu erforderliche Materialien möchten erkaufft, und wodurch an ein und anderen Stücken, besonders an Bretter u. Nägel etwas könnte erspahret werden.*

Es kam übrigens später auch der Gedanke auf, die Brücke mit rot- und grünglasierten Ziegeln zu decken. Von einem Kostenvoranschlag wird berichtet: *16 000 Stück Ziegel, gebrannt von einem hiesigen Häffner, welcher sich zum Verfertigen und Glasuren der Ziegel erbotten, zu weniger aber sich nicht vermögen zu verstehen = 662 Gulden 40 Kreuzer.* Dagegen erfordert das Dach mit Schindtlen zu bedecken einen Kostenauf-

Blick von Langenburg auf Bächlingen, an dessen rechtem Ortsrand «unsere» Brücke über die Jagst führt.
(Foto: sh-archiv – A. von der Trappen)



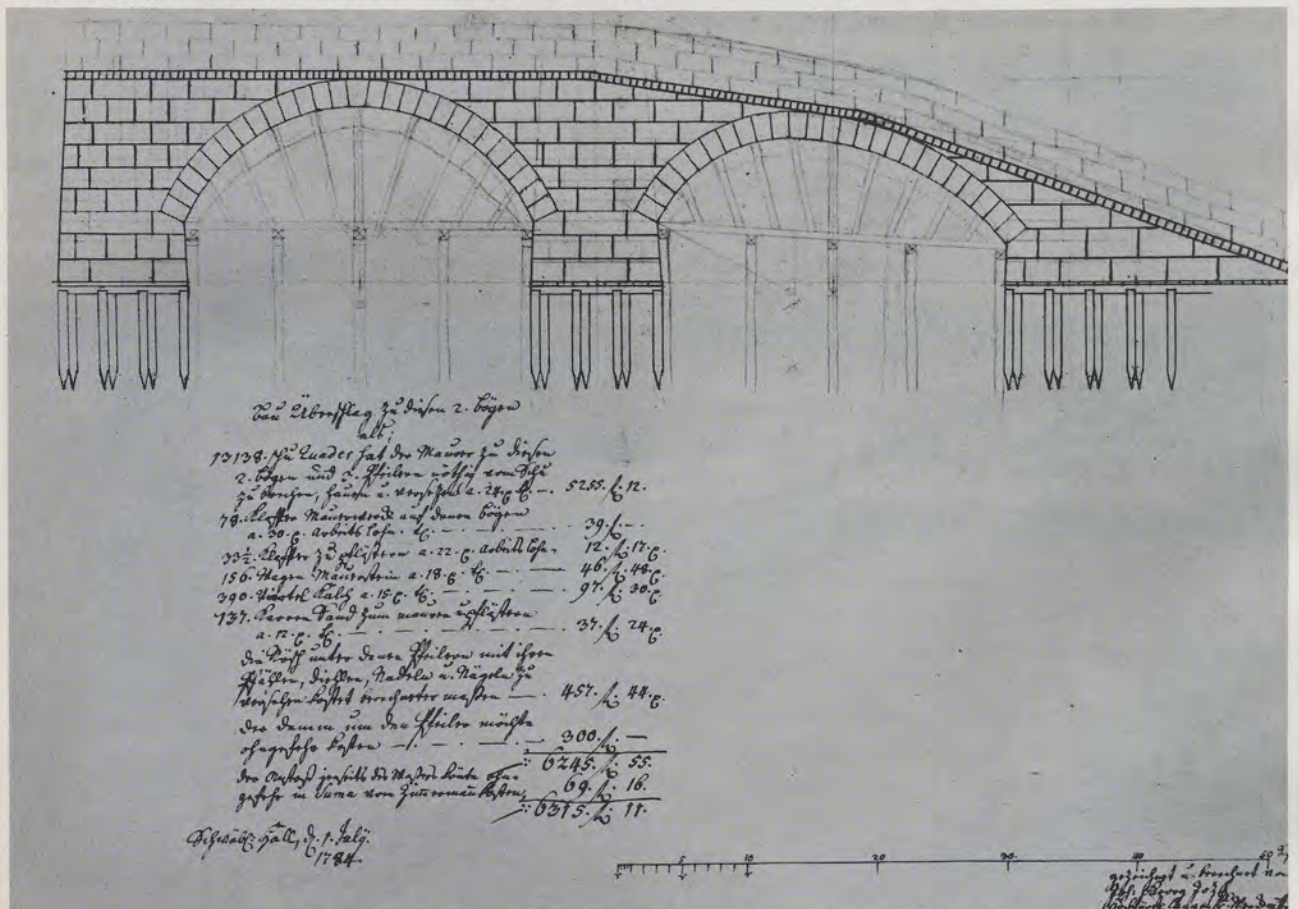
wand von 283 Gulden 50 Kreuzer. Doch dagegen wird argumentiert, Ziegeln seyn dauerhafter und seheten auch besser aus als eines aus Schindtlen. Das letzte Wort hat jedoch der Fürst, der seine eigenen Überlegungen und Berechnungen anstellt: Wenn es von Ziegeln seyn soll, warum nicht von ordinären Ziegeln, soll die Schwehre derselben gegen die thonerne, glaßierte, denn einen so großen Unterschied machen . . . daß man reichliche Mahl die Brücke mit Schindeln decken kann, bis es 1 mahl mit denen vorgeschlagenen glaßurten Ziegeln geschieht. Unsere bisherige Erfahrung hat gezeiget, daß das gegenwärtige Schindeldach in die 30 Jahre gedauert hat und es würde wohl noch 10 Jahre länger gedauert haben, wenn mehrere Sorgfalt des ausbessern wegen angewendet worden wäre. Es würden also 2 Dächer von Schindeln, die nicht so viel kosten als eines von Ziegeln 80–90 Jahre dauern, finden meine Nachkommen alsdann ein Belieben, diese Art Ziegeln zu erwählen, oder wollen es gar mit Schiefern decken, das steht bey ihnen, ich sehe aber keine Ursache warum ich jezo solle das Duplum anwenden, und es mit denen theuren Ziegeln decken lassen.

Der Fürst hatte entschieden, die Brücke bekam ein Dach aus Schindeln – und so blieb es bis zuletzt. Doch bevor die Brücke neu gedeckt werden konnte,

mußte sie gebaut werden. Und dazu mußten zunächst Verträge mit den Handwerkern geschlossen werden.

Nachdem vorläufig mit dem Zimmermann Clemens Schumm die Zimmerarbeit zu der künftiges Frühjahr zu bauenden Bächlinger Brücke . . . accordirt worden, so hat man auch den Maurer Franck auf die Cammer citirt, um sich mit ihm zu besprechen, auf welche Art der an dem disseitigen Ufer der Jagst zu Bächlingen zu errichtende Wiederlaags-Pfeiler und Anfurth im accord könnte verfertigt und von ihm Franck übernommen werden, vermeldet ein Protokoll vom 20. Oktober 1784 über die Verhandlungen, an denen außer dem Maurer Christian Franck Herr Cammerrath Wolff, Herr Cammersecrett. Helmschmidt und Ich Hofverwalter Koch teilgenommen haben. Ganz von gleich zu gleich scheinen solche Verhandlungen zwischen den Vertretern der Herrschaft und dem Handwerker nicht stattgefunden zu haben, denn sie wurden geführt unter vorgängiger Erinnerung er solle sich billig erfinden lassen, und sich auch sogleich Declariren ob er den dermalen in Neßelbach von ihm angefangenen Steinbruch, von Dato an ohne daß weiter etwas im herrschaftlichen Taglohn darinnen geräumt oder gearbeitet werde, weil er ihn ohnehin vor sich

Riß und Kostenberechnung für die Maurerarbeiten an der Auffahrt zur Brücke vom 1. Juli 1784. (Mit freundlicher Genehmigung des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein)



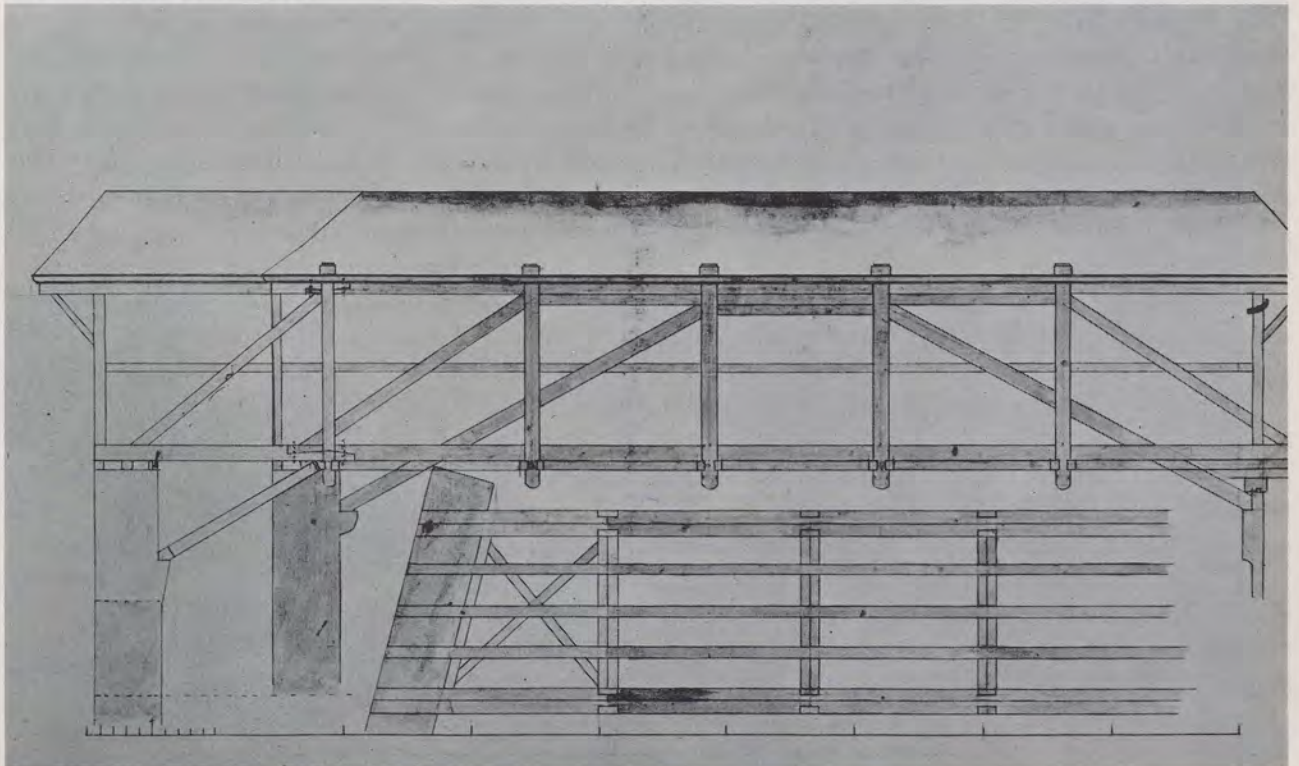
erkaufet behalten und hoher gnädigster Herrschaft die zu diesem Brückenbau erforderlichen Steine um den zu conuenirenden Preys liefern wolle.

Maurer Franck war an dem Auftrag interessiert, es gab weder Ausschreibungen noch Vergabeordnung – er gab also hierauf zu erkennen, er habe beide Articul schön in Überlegung gezogen, und könne und wolle sich alsogleich Declariren, den Steinbruch zu behalten und die zu dem Brückenbau erforderliche Steine zu liefern auch den zu nothwendiger Ableitung des Wassers ohnumgänglich zu verfertigen Dohl auf seine Kösten machen zu laßen. Es folgen dann detaillirte Abwägungen über einzelne Arbeiten und deren Verrechnung: Der Pfeiler zu quattronnirtem Wiederlaager müsse 24 Schuh dick, auf den Rost gesezet werden. Da nun diese Arbeit bekanntlich sehr accurat, solide und dauerhaftt verfertigt werden müßte, so könne er weil die facade rings herum verdollet werden müßte, welches viele Zeit wegnähme von der Ruthen auf diese Art zu mauren nicht weniger ansetzen als 3 Gulden 30 Kreuzer. Und von dem laufenden Schuh zu brechen zu laden und zu hauen . . . 12 Kreuzer. Auch für im voraus nicht genau kalkulierbare Arbeiten werden Regelungen getroffen: In Erwegung man weder ab seiten gnädigster Herrschaft noch des Maurers voraus wissen könne wie viel Zeit zu Übermauerung des Rostes verwendet werden müße, so solle zu beederseitigem Interesse dieses Mauerwerk bis der Rost gelegt ist, im Taglohn verfertigt und alsdann erst von dem Rost aus, nach obigem accord

dem respektive laufenden Schuh und der Ruthen nach gemessen und bezahlet werden.

Die sparsamen Vertreter der Herrschaft haben sich offensichtlich energisch bemüht, die Kosten so niedrig wie möglich zu halten. Aber auch der Handwerker hatte allem Anschein nach keine ganz schlechte Position – vermutlich gab es kaum Konkurrenten für ihn –, und so konnte er bei manchen Forderungen beharren und überdieses auch gelegentlich weitere stellen: Man gab sich von Cammer wegen alle Mühe um den Maurer etwas wohlfeiler zu behandeln, er beharrte aber, daß er ohne die Arbeit zu vernachlässigen, oder sich selbst Schaden zu Tuhn nicht weniger nehmen könne. Bate anbey überdieses bey durchl. Herrschaft unterthänigst nachzusuchen, daß ihm vor ihn und seine Gesellen bey Legung des Grundsteins 1 Eimer (ca. 300 Liter) Wein und 1 Malter (nach Jagstmeß etwa 216, nach Öhringer Meß rd. 160 l – vgl. Fr. Lutz, Altwürttembergische Hohlmaße) Korn gnädigst verwilligt werden möchte. Ob die Herrschaft solcher Bitte nachkommen wollte oder nicht, kann man dem Protokoll nicht entnehmen, es folgt vielmehr unmittelbar die abschließende Haftungserklärung des Maurermeisters Franck, daß er sich hiermit bestens Engagire und verbindlich mache, daß wann gegen sein Verhoffen an dieser Arbeit ein Hauptfehler erfunden werden solte, er solches auf sein Risico und Kosten nehme, und dafür unter Versez- und Verpfändung seines samtl. Vermögens tam in ge-

Riß für die Zimmermannsarbeiten an der Bächlinger Brücke. (Mit freundlicher Genehmigung des Hohenlohe-Zentralarchivs Neuenstein)



nerer quam in specie haften wolle. Zu Uhrkund deßen er sich anhero eigenhändig unterschrieben . . .

Wenig später, am 27. Oktober 1784, verhandeln dieselben Hofkammervertreter noch einmal mit dem Zimmermann Clemens Schumm, mit dem schon früher vorläufig die Zimmerarbeit . . . accordirt worden: Nachdem durch den Zimmergesell Clemens Schumm die Risse zu der Bächlinger Brücke, nebst denen Überschlügen bey der Cammer eingegeben worden, so hat man ihn heute vorbeschieden, um sich mit ihm zu besprechen, auf welche Art wegen Erbauung der neuen Brücke mit ihm zu tractiren wäre, und hat zu dem Ende verlanget, seine ordentliche Forderung über nachfolgende Articul zu machen.

In sieben Abschnitten wird nun Art und Weise des Vorgehens dargelegt und der Kostenvoranschlag Punkt für Punkt angegeben, bis man zu dem zusammenfassenden Ergebnis kommt: *Beliefe sich also des Schummen ganze Forderung auf . . . 806 Gulden.*

Und wiederum dürfte herzhaft und hart zugleich gemarktet worden sein: *Von Cammer wegen suchte man nunmehr denselben von obiger allzustrack befundenen Forderung herunter zu handeln. Nach vielem Billigen Zureden gemachten Berechnung und Überschlügen, Declarirte er endlich, daß er 56 Gulden von seiner Forderung nachlassen und sich vor das ganze Werck mit 750 Gulden begnügen wolle. Dieses seye aber alles was er wann er sich zu Meistermäßiger Arbeit Engagirte zu Thun im Stande seye.* Und auch hier folgt dann die weitgehende Haftungszusage des Handwerkers, ja, er stellt die Bauherrschaft auch von allen Nachforderungen frei: *Übrigens aber wolle er sich krafft dieses zu tüchtig dauerhaft und meistermäsiger Arbeit unter Versez- und Verpfändung seines sowohl gegenwärttig- als zukünfftigen Vermögens wie nicht weniger auch dahin obligiren, daß wann auch einige Posten von Zimmermannsarbeit in gegenwärttigem accord nicht wörtlich enthalten wären er selbige dem ohngeachtet als ob sie hierinnen aufs genaueste specificiret ansehen, dauerhaft verfertigen Herstellen und gegen Durchlauchtigst Hohe Herrschaft nicht die geringste Nachforderung formiren.*

Andererseits verzichtet auch Schumm nicht auf eine Extra-Entlohnung in Naturalien für ihn selbst und für seine Gesellen. Verbindet er doch die zitierte Zusage mit dem Vorbehalt jedoch daß Höchstselbige gnädigst geruhen würden, ihm und seinen Gesellen bey dem Abbrechen der alten und Aufschlagung der neuen Brücke womit wenigstens 14 Täg würden zugebracht und der damit bey großer Hize verknüpften harten Arbeit 1½ Eimer Wein und 45 Laib Brod, sodann ihm wegen Verfertigung derer Risse und Überschlüge und weil er bekanntlich bey dem dißjährigen Rostlegen, Damm- und Pumpwerck außerordentlich viele Kleidung ruinirt eine Hirschhaut gnädigst zu verwilligen.

Es scheint den Vertretern der Hofkammer kein Ver-

handlungsspielraum mehr geblieben zu sein, denn das Protokoll vermerkt anschließend: *Da nun der Schumm zu keiner weiteren Verminderung seiner Forderung zu bewegen war, sondern fest darauf beharrte, daß er ohne seinen klaren Schaden nicht weniger nehmen könne. So hat man, jedoch unter ausdrücklichem Vorbehalt Hochfürstlicher gnädigster Genehmigung, diesen accord auf vorgemeldte 750 Gulden an Geld 1½ Eimer Wein 45 Laib Brod und 1 Wildhaut mit ihm geschlossen, zu dem Ende er sich anhero eigenhändig unterschrieben hat.*

Nach dem Abschluß des Accords mit dem Maurer Christian Franck am 20. und am 27. Oktober 1784 mit dem Zimmermann Clemens Schumm ist am 30. Oktober ein Kammervotum verfaßt worden, wegen Verfertigung der neuen hölzernen, mit einem Hängewerk versehen werden müßenden Bächlinger Brücken, das vom Fürsten mit ratificat versehen wurde. Im gleichen Votum wird noch einmal klar die Caution des Clemens Schumm für seine Arbeit festgelegt, unter Versez- und Verpfändung seines gegenwärtigen und künftigen Vermögens.

In Erwägung, daß Schumm sich zu dergleichen verbindlich machen kann, so wird diese Art von Caution nicht ganz und gar ohne allen Nutzen sein. . . . denn da dies enterprise doch von einem ziemlichen Belang ist, so kann einem nicht verdacht werden, daß man auf Sicherheit bedacht ist. Es wird also nötig sein, daß man mit dem dortigen Kastenamt desfalls communiciert.

Die Kautionsstellung durch die beauftragten Handwerker spielte eine große Rolle. Das Vermögen oder sonstige Absicherungen zur Haftung für die Handwerkerarbeit wurden genau geprüft. Sub dato 28. December 1784 wird der Amts Castner zu Roth am See um Nachricht gebetten, in was vor Vermögens Umständen des Clemens Schumm sein Vattern sich befinde. Die Antwort vom 4. Januar 1785 hat folgenden Wortlaut: *Wohlgebohrner, besonders Hochgeehrtester Herr Cammer Rath, Dasjenige Vermoegen, so der in Langenburg sich befindende Zimmer-Gesell Clemens Schumm von seinem Vatter, dem dißamtigen Unterthanen Martin Schumm zu Lobenhausen teils in mütterl. Voraus und teils nach des lezteren Absterben zu hoffen, wird über 2 bis 300 Gulden rheinisch sich erstrecken . . .*

Mit Datum 19. Januar 1785 wird ein Cameral Bericht ausgefertigt. Der Inhalt gilt wieder dem Vermoegen, so der Zimmer Ballier Clemens Schumm mit der Zeit zu gewartten haben dürfte. Weiter ist wieder von 2 bis 300 Gulden die Rede. Dann heißt es: *Der Clemens Schumm will sich zwar zu einer weiteren Caution, als in dem mit ihm der Brüder halber getroffen, nicht verstehen und dann wird angeregt, daß ohne disortiges Vorwissen, ihm solange bis die Bächlinger Brücke hergestellt, nichts verabfolget werde.* Dazu schreibt der Fürst eigenhän-

dig an den Rand: *Diese Verfügung wird ganz gut seyn.* Ganz offensichtlich ist man besorgt, daß das Vermögen *extradiert* werden könnte; aber das sei doch wohl ohne das *Vorwissen* des Kastners kaum möglich. Zum Schluß heißt es in dem Bericht: *Zur Zeit hat man zu dem Clemens noch immer die beste Hoffnung zu haben Ursach, daß er sich fleißig und ehrlich verhalten und von jener Sicherheit Gebrauch zu machen ohnnöthig seyn werde.*

Der Kastner in Roth am See wurde also angewiesen, dem Vater des Schumm gegenüber besonders vorsichtig zu sein und darauf zu achten, daß ja das Vermögen nicht in ein fremdes *Territorium* ohne des Kastners *amtliches Vorwissen* *extradiert* werde. Auf diese Aufforderung zu Vorsicht und Beobachtung nimmt der Kastner in seiner Antwort vom 29. April 1785 ausdrücklich Bezug. Aber auch er meint, daß kein Anlaß zu besonderer Besorgnis bestehe:

Dasjenige, was Euer Wohlgeborn, nach beliebter Requisition vom 11. und 18. huj: in Ansehung des dorten sich befindenden Clemens Schumm Vermoegens, unter der Hand bis auf 1 Jahr lang vorzukehren desideriret, wurde bereits von mir eingeleitet, obwol man der Hofnung lebet, daß der Schumm jun. seine bedungene Arbeit behoerig praestiren werde.

Nun, die Kautio wurde nie benötigt. Clemens Schumm hat eine *meistermäßige Arbeit* geleistet.

Es ist nicht so, daß die Brücke allein von Christian Franck und Clemens Schumm sowie deren Mitarbeitern gebaut worden wäre. Man kann jene eher als Generalunternehmer ansehen, denen zahlreiche Handwerker und Tagelöhner zuarbeiteten. Außerdem wurden die zwölf fürstlichen Musketiere zum Bau kommandiert. Nicht zuletzt mußten die Bauern von Bächlingen Spann- und Fuhrdienste leisten. Das ging nicht immer ganz ohne Reibereien ab, wie etwa eine Aktennotiz belegt: *In Betreff der Fuhren solche bei dem Bächlinger Brückenbau nötig sind. Es wäre dieses Bauwesen für die in Bächlingen sich befindenden sechs Bauern allzu schwer und könnten sie eine dergleichen Beihilfe, die in ähnlichen Fällen noch allemal geschehen, keineswegs missen oder zurücklassen.*

Offenbar wollten sich drei Köbler – also Kleinbauern oder Seldner – den zu leistenden Fuhren, der erwähnten *Beihilfe*, entziehen und beriefen sich *auf* *beim vorigen Brückenbau zu ihrem favor erteilt sein sollende Verordnung, aber dergleichen Verordnung nie existiert im Gegenteil hinlänglich erwiesen sei, daß die drei Köbler bei dem vorigen Brückenbau – soviel als ein ganzer Bauer Fuhren verrichtet.* Viel erreichten sie nicht mit dem Protest, denn als Ergebnis der Verhandlung mit den dreien wurde notiert: *So declarierten sie, sie wollten sich bei diesem Brückenbau gefallen lassen, alle drei für einen ganzen Bauern mit zu fahren, doch verhofften sie,*

Bächlingen im 19. Jahrhundert. (Nach einem Gemälde, Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung der Stadt Langenburg)



nicht angehalten zu werden, die stärksten Bäume oder größten Bäume aufladen zu müssen, indem ihr Schiff und Geschirr – das zu Spanndiensten nötige Arbeitsgerät – dazu viel zu schwach sei. Zu welchem letzterem sich die Bächlinger Bauerschaft auch willig verstand.

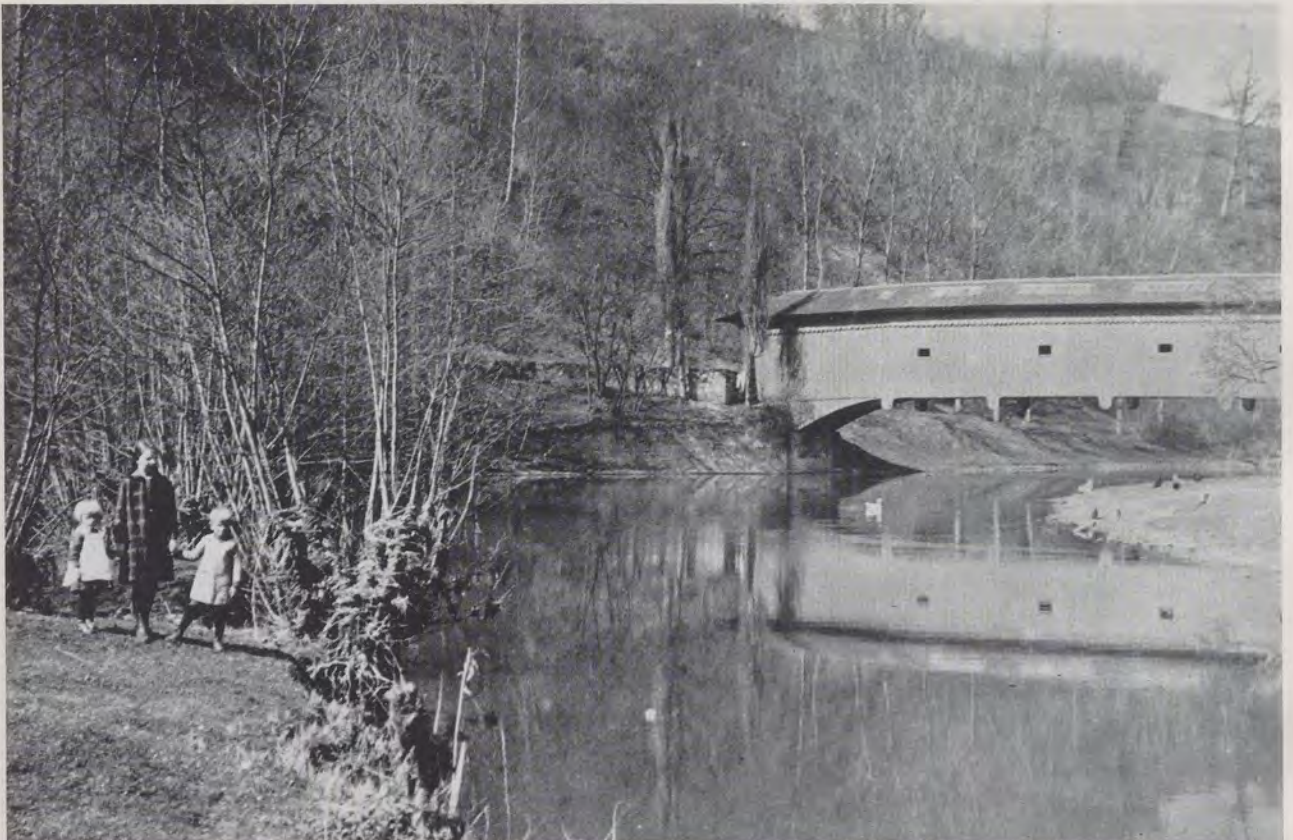
Auch die Gemeinde Bächlingen selbst sah sich beschwert und belastet durch den Brückenbau und kam beim Fürsten am 1. Februar 1785 um Entlastung ein: *Die Gemeindt Bächlingen hat in gegenwärtigem Jahr in Beyführung deren Materialien zur dortigen Brücke, Beyhülffe von deren benachbarten ortten wiederum nöthig und kan sich einer Wein abgabe an dergleichen Führen nicht entziehen, diese abgabe geschiehet durch den Gastwirth in gedachtem Bächlingen, die Bezahlung derselben aber von der Gemeindt. Diese, die Gemeindt, suchet unterthängig nach, Hochfürstl. gnädigste Herrschafft mächten die Gnade haben und zugeben, daß eine dergleichen Wein abgabe umgeldts frey gelassen werde. wann ein Gastwirth hiesiger Herrschafft ein Bauweeßen vornimmt, so ist es nichts ungewöhnliches, daß ihm wegen des Weinaufwandts, der ihme hierdurch zugehet, von seinem auszäpfenden Wein, etwas Umgeldts frey gelassen wird, es dependirt von Hfrstgl. Gnade, ob der Gemeindt in ihrem unterthänigsten Befug zu willfahren seyn, auff den Willfahrungsfall wird ihr der Geldt Betrag von dem Wein etwas geringer angerechnet. Die Eingabe führte nicht zu dem erhofften Steuernachlaß, der Fürst schlug den An-*

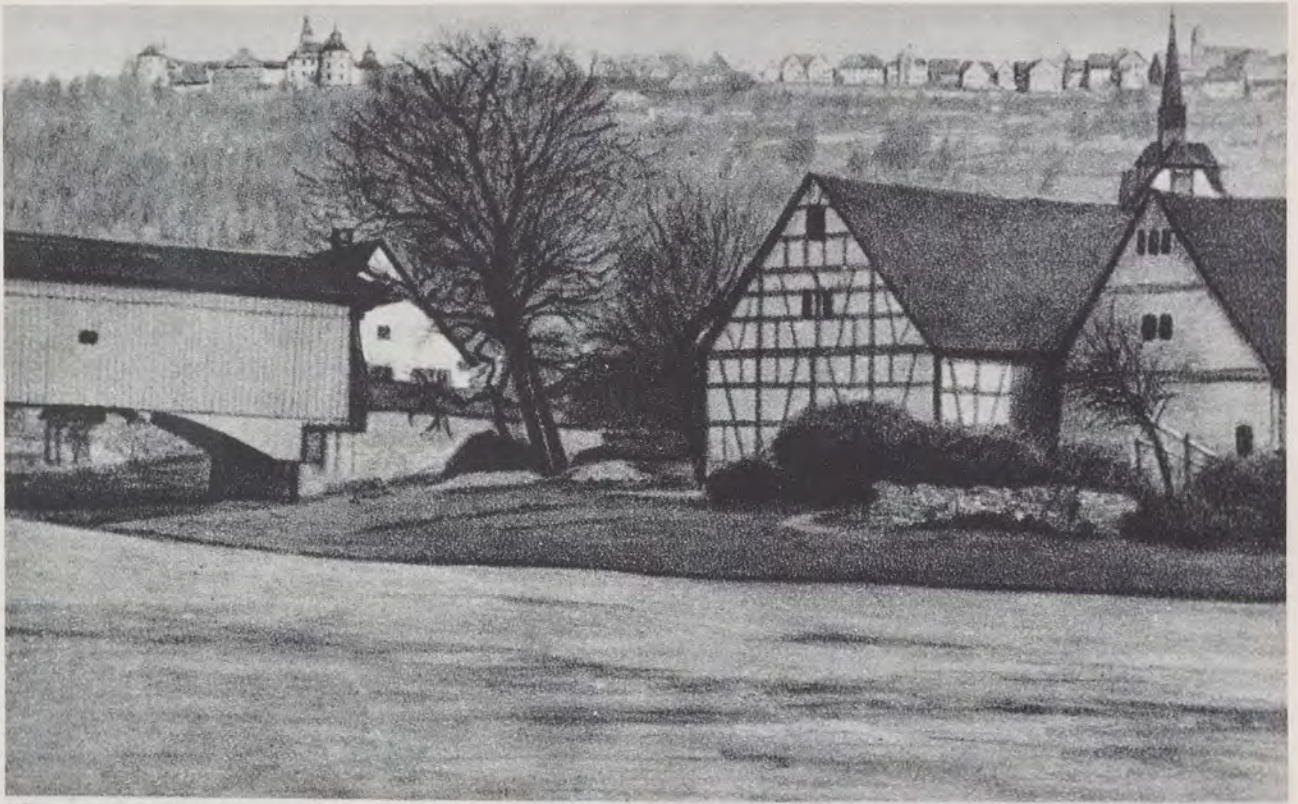
trag ab, da die Gemeind den wenigsten Vorteil davon habe.

Im Herbst 1785 war der Neubau der Brücke beendet. Die Schlußabrechnung stammt vom 24. Dezember 1785 (damals war der 24. Dezember auch für die fürstliche Hofkammer normaler Arbeitstag). Sie enthält fünfzig Belege, die später vom Fürsten einzeln gegengezeichnet wurden.

Diese Schlußabrechnung macht noch einmal deutlich erkennbar, wie vielfältig die Arbeit bei diesem Brückenbau war und wie vielerlei Handwerker und Hilfskräfte direkt oder indirekt dabei beschäftigt waren. Fortlaufend numeriert werden die einzelnen Ausgaben aufgeführt: für Löhne, Materialkosten, Handwerkerrechnungen, für Teer und Pech, für Teersieder, Schmiersieder, für die Schindeln und für viele Sorten Nägel. Clemens Schumm stellt noch eine Rechnung auf für Arbeiten, die nicht im accord begriffen waren, z. B. Verbindung von 6 Pfählen, worauf die alte Brücke ruhte, mit zwey Riegel, jeder 20 Schuh lang, wegen Besorgung des Eises, dabey noch ein Pfahl davor geschlagen, anstatt einem Eisbaum und etliche Brechen zu Unterstützung der alten Brücken gestellet, ferner bei der letzten gebrauchten Vorsichtigkeit wegen Wegschwemmung haben gearbeitet 3 Gesellen. Wegen Ausbleibens des Theersieders 2 Tag Theer gesotten und die

Diese Aufnahme aus den 20er Jahren läßt besonders den Bächlingen gegenüberliegenden Brückenkopf deutlich erkennen. (Wiedergabe mit freundlicher Genehmigung der Stadt Langenburg)





Langenburg

Bächlingen unter Langenburg, nach einer Postkarte. Deutlich erkennbar die doppelbogige Auffahrt zur Brücke, ausgeführt entsprechend der auf Seite 184 wiedergegebenen Zeichnung. (Mit freundlicher Genehmigung der Stadt Langenburg)

Mauer Latten selbst angestrichen nebst denen Absatzschwelle, mit siedendem Theer. Der Zieglermeister Stepfer erwähnt, daß die benützte Gölt dermalen runirt ist und berechnet dafür 20 Kreuzer. Da erhält der Müller Horlacher für allerhand Bretter und Schindeln 170 Gulden 24 Kreuzer. Die Factorie Ernsbach berechnet 417 Gulden 20 Kreuzer für Gemein- und Reineisen. Der Salzhändler Johann Georg Knöckl zu Bächlingen erhält zur Schadloshaltung wegen seines Verlusts an Gemüse, so er im vergangenen Sommer an seinem Sommergärtlein erlitten, eine Entschädigung. Da zeugt ein Beleg von Sandkauf, der durch die hiesige Gemeinde auf den Platz geführt worden war, pro Wagen 16 Kreuzer. Der Nagelschmied Thiermann aus Langenburg lieferte Nägel für 20 Gulden und 54 Kreuzer, der Nagelschmied Kaym lieferte 600 große Bodennägel, 600 kleinere Nägel, 5000 Schindelnägel, 1600 ganze Bretternägel und 1000 ordinary Schindelnägel im Wert von 27 Gulden 70 Kreuzern. Der Häfner erhielt Geld für irdenes Geschirr, so während dem Anstreichen von der ganzen Brücke verbraucht worden. Deutliche Unterschiede gibt es bei den Lohnkosten, zum Beispiel für Täge Arbeit und für Tagelöhner Arbeit, so im Nesselbacher Sandsteinbruch gearbeitet worden ist. Dabei wird getrennt nach Gesellen und Tagelöhnern abgerechnet, je mit genauer Namensangabe. So

rechnet z. B. der Maurer Franck mit seinen Gesellen und Tagelöhnern ab: 30 Kreuzer der Meister, 26 – 28 Kreuzer die Gesellen, und die Tagelöhner 18 Kreuzer. Der Meister quittiert dafür bei Gegenzeichnung zweier langenburgischer Beamten. Die Bezahlung erfolgte sowohl nach Alter wie auch nach Leistung; anders als der Maurer Franck, die Gesellen und seine Tagelöhner sind Jung Sachs mit 16 Kreuzern und Jung Frey mit 14 Kreuzern verzeichnet.

Diese Schlußrechnung mit ihrer Zusammenstellung von 50 Belegen ergab die Gesamtsumme von 3468 Gulden 38 Kreuzern und $\frac{1}{2}$ Pfennig. Abgezogen wird der Betrag von 115 Gulden, aus denen von der alten Brücke und der Überfahrth übrig gebliebenen Holz, so an verschiedene Personen verkauft, ist erlöst worden. Das ergibt nunmehr 3353 Gulden 38 Kreuzer und $\frac{1}{2}$ Pfennig. Der Wert des aus fürstlichen Wäldern verbrauchten Holzes ist – den Angaben des Hofzimmermanns Clemens Schumm entsprechend – mit 580 Gulden und 30 Kreuzern im Aufwand enthalten.

Schon bei früheren Brückenbauten – so zuletzt 1759 – hatte der Fürst vor billig erkannt, daß an diesem pro bono publico nothwendigen erforderlich gewesenem Aufwand ein proportionirtes Geld-Beytrag aus unserer Landschafts Casse erhoben werde. Dieser Vorgang wurde

nun herangezogen, und Hofrat Zeller meinte in einem Gutachten: «So möchte anjetzt, da solche Kosten noch über das alter tantum von der vorigen steigen, die Bestimmung des dermaligen Beytrags auf 280 bis 300 Gulden wohl nicht unbillig seyn»; und Amtmann L. A. Zeitler schlägt einen diesmaligen Beytrag von 450 bis 500 Gulden vor, weil als Maßstab nicht so genau der von 1759 angenommen werden dürfe. Aufgrund dieser *Votis* will der Fürst den Beitrag auf 400 Gulden bestimmen.

In der landeskundlichen Literatur wird immer wieder einmal auf die Archenbrücke bei Bächlingen hingewiesen. So schreibt J. D. G. Memminger 1823 über Bächlingen: *Pfarrdorf an der Jagst, mit großer, steinerner Brücke ohne Pfeiler über die Jagst . . .*, ganz offensichtlich hat Memminger sich nicht durch eigenen Augenschein informiert. – In der Beschreibung des Oberamtes Gerabronn von 1847 findet sich diese Erwähnung: *Zu der bemerkten Poststraße gehört in Bächlingen die dortige, bedeckte, kunstreich in Holz gesprengte, 1785 erbaute Brücke. Sie hat eine Länge von 168 Fuß in einem Bogen. Erbaut wurde sie von Lorenz Schumm, Zimmermeister in Langenburg.* (Nach den Unterlagen im Archiv ist der Vorname eindeutig Clemens.) – 1907 heißt es: *Über die Jagst führt eine hölzerne, bedeckte Brücke ohne Zwischenpfeiler, erbaut 1785*

von Zimmermeister Lorenz Schumm in Langenburg. (Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreich Württemberg. Inventar. Jagstkreis) – Eugen Gradmann hat den Vornamen Lorenz wohl aus der Oberamtsbeschreibung übernommen.

Weitere Berichte finden wir erst wieder in den Veröffentlichungen des damaligen Bundes für Heimatschutz, das heißt in den verschiedenen Bänden des Schwäbischen Heimatbuches.

Im Schwäbischen Heimatbuch von 1919 schrieb Martin Mayer über: «Brücken in Württemberg aus alter und neuer Zeit, Erster Abschnitt, Frankland.» Dort ist auf Seite 38 unsere Archenbrücke abgebildet, und auf Seite 39 schreibt Mayer: *Bei Langenburg sind im Jagsttal zwei Brücken bemerkenswert, die den Fluß in einem Hängewerk von über 40 m Weite überspannen, in Unterregenbach und in Bächlingen, letztere 1785 gebaut. . . Die bedeckten Holzbrücken sind doch eben eine handwerklich außerordentlich glückliche Lösung der Aufgabe, einen Fluß in mäßiger Höhe mit einem leichten und billigen Bauwerk zu überspannen, das gut im Stand gehalten werden kann. Der Reiz dieser Brücken besteht darin, daß sie nach außen und von ferne ein geschlossenes Gebäude bilden und erst im Innern bei näherem Zusehen ihr tragendes Gerippe offenbaren. Besonders aber ist*

Dieser Blick auf Bächlingen und seine Brücke macht deutlich, wie sich die Archenbrücke als eine Art von Gebäude zum Ortsbild in harmonische Beziehung setzt. (Mit freundlicher Genehmigung der Stadt Langenburg)



ihr Wert im Aufbau einer Ortschaft der, daß solche Brücken nicht eine offene Lücke in der Umgebung bedeuten, sondern daß sie wie überbaute Tore zur Bildung räumlicher Wirkung des Brückenvorplatzes beitragen, da und dort sind liebevolle Ausbildungen solcher Brückenvorplätze auf uns gekommen.

Im Schwäbischen Heimatbuch von 1935 wird auf Seite 134 berichtet: *Unterhalb Langenburg führt eine stattliche «Archenbrücke» bei Bächlingen über die Jagst und bildet einen wesentlichen Bestandteil dieser schönen, durch Agnes Günthers «Die Heilige und ihr Narr» weit- hin bekanntgewordenen Landschaft. Diese ehrwürdige Brücke, ein Meisterstück ehemaliger Brückenbau- und Zimmerhandwerk- kunst, genügte dem gesteigerten neuzeitlichen Verkehr, insbesondere mit Lastkraftwagen, nicht mehr. Sie wurde in letzter Zeit durch eine neue Eisenbetonbrücke etwas flußabwärts ersetzt und sollte nun als überflüssig abgebrochen werden. Den vereinten Bemühungen des Landesamtes für Denkmalpflege, des Bundes für Heimatschutz, des Kreises Gerabronn, der fürstlich Langenburg'schen Verwaltung und der Gemeinden Bächlingen und Langenburg ist es gelungen, die notwendigen Gelder aufzubringen, um die Brücke weiterhin zu erhalten. Der Bund für Heimatschutz hat sich die Brücke vom Technischen Landesamt abtreten lassen und sie in seine Obhut genommen. Damit wird der B. f. H. zum erstenmal*

Besitzer eines Baudenkmals. Diesem Text beigegeben sind zwei Aufnahmen von Martin Mayer †. In der Ausgabe von 1936 findet sich auf Seite 144 noch eine kurze Notiz: *Nach einer Besichtigung von Professor Schuster vom B. f. H. und Dr. Schmidt vom Landesamt für Denkmalpflege hat der B. f. H. die ihm vom Technischen Landesamt geschenkweise angetragene hölzerne Archenbrücke bei Bächlingen in Besitz genommen. Die zunächst notwendigen Instandsetzungsarbeiten werden unter Überwachung durch Kreisbaumeister Kellermann in Gerabronn, der sich dazu freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, ausgeführt.*

Nach ihrer Außerdienststellung, als ein Stück weiter weg eine neue Betonbrücke die Jagst überspannte, wurde die alte, gedeckte Holzbrücke zum geliebten Kinderspielplatz bei Regen, Sonne und Wind; zugleich war sie ein ungefährlicher Fußgängerüberweg zu den Gärten auf der anderen Jagstseite.

160 Jahre hatte die Brücke überstanden, die meistermäßige Ausführung der Handwerkerarbeiten von 1784/85 war damit bewiesen. Da bereiteten die Ereignisse der letzten Kriegstage 1945 der Brücke ein Ende. Darüber berichten drei Augenzeugen: Herr Karl Schneider, der Intendant der Fürstlich

Links die einstige Zufahrt zur Archenbrücke, rechts die «moderne» Zufahrt zur neuen Straßenbrücke, die mit ihrem niedrigen Geländer den Straßenverlauf kaum unterbricht. (Dieses Foto und alle weiteren zu diesem Aufsatz: Manfred Schuler)





Oben: Die Hinweistafel mit der Abbildung der Brücke auf dem Rastplatz, der – wie das untere Bild erkennen läßt – den einstigen Bächlingen gegenüberliegenden Brückenkopf einnimmt. (Man vergleiche das Bild auf Seite 188.)



Hohenlohe-Langenburg'schen Hauptverwaltung, schreibt über die Ereignisse vom 13. April 1945: «Am 11. April 1945 gegen 11.00 Uhr marschierte eine Einheit der US-Streitkräfte ohne Kampfhandlung (Langenburg war bis zum Anrücken der amerikanischen Truppe als Hauptverbandplatz mit einer deutschen Sanitäts-Einheit durch große, gut sichtbare Rotkreuz-Zeichen und Rotkreuz-Fahnen ausgewiesen) in Langenburg ein. In Bächlingen dagegen erhielten die Amerikaner Widerstand durch einige, wie angeblich verlautete, Waffen-SS-Männer, was zur Folge hatte, daß Bächlingen von Langenburg aus beschossen werden sollte. Die dringende Bitte des Fürsten Gottfried zu Hohenlohe-Langenburg an den Chef der amerikanischen Einheit, die Bevölkerung Bächlingens wenigstens vor der Beschießung aus der Ortschaft nach Langenburg übersiedeln zu lassen, wurde von diesem akzeptiert. Nachdem nun die Bevölkerung von Bächlingen am 12. 4. 1945 die Ortschaft verlassen hatte und in Langenburg eingetroffen war (der größte Teil der Evakuierten fand im Schloß und seinen Nebengebäuden Unterkunft), begann die US-Truppe mit der Beschießung Bächlingens. Am Nachmittag des 13. 4. 1945 wurde unter anderem auch die Archenbrücke beschossen, weil sich die Widerständler in die Nähe der Brücke und in die Brücke selbst flüchteten, da sie sich als eine gute Deckung, speziell für einen Fluchtweg über die Jagst anbot.

Frau Herta Munz schrieb am 13. April 1945 in ihr Tagebuch: Die Schießerei nach Bächlingen runter hat noch nicht aufgehört, alles zittert und bebt, auch möchten die Leute gerne runter, um ihr Vieh zu füttern. Es darf jedoch niemand das Schloß verlassen. Am Nachmittag sollen einige Panzer versucht haben, nach Bächlingen von der Herrenmühle her zu fahren, sind aber wieder abgedreht, weil die weiße Fahne, die von Bürgermeister Lober auf dem Kirchturm rausgehängt war, von den SS-Männern immer wieder runtergeholt wurde. Das ganze Gebiet um Bächlingen rum wird von Langenburg aus mit Granaten, MG usw. belegt.

Plötzlich wird in die alte Brücke geschossen, immer und immer wieder. Unheimlichen Rauch, auch Flammen sieht

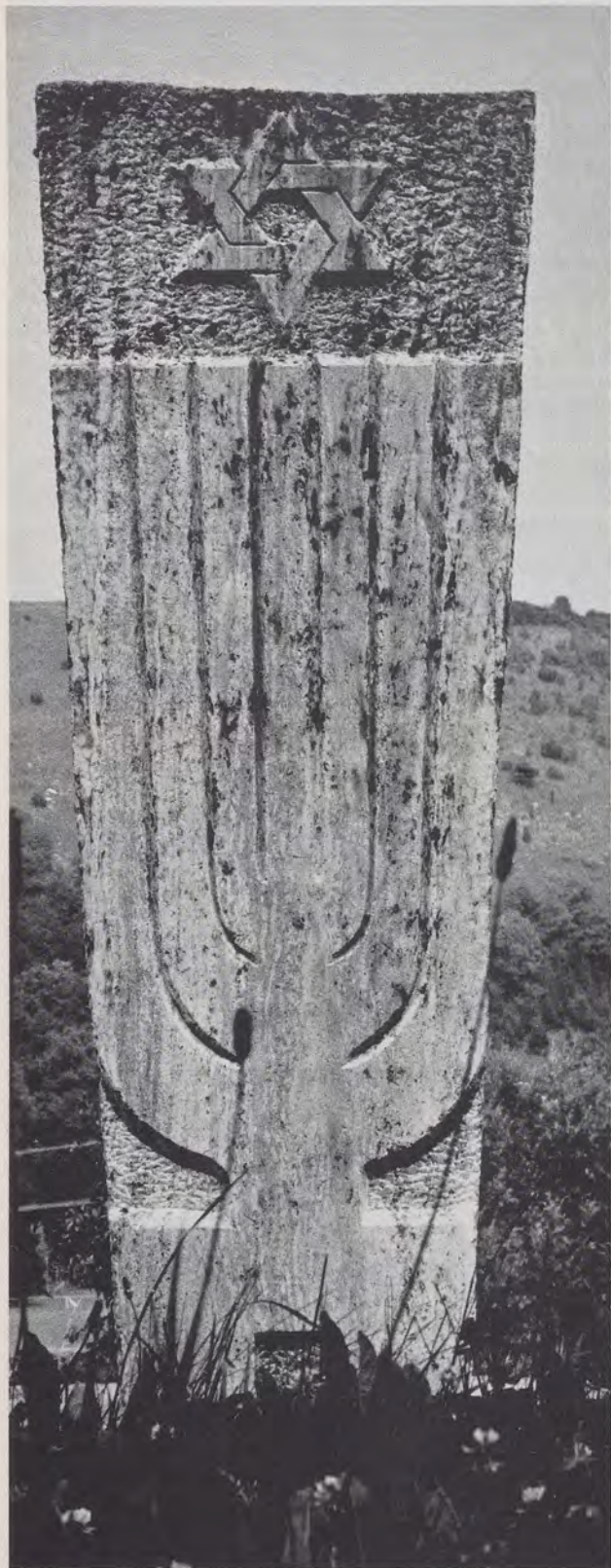
man aufsteigen; das vergeht aber immer wieder, bis auf einmal das Dach und Gebälk lichterloh aufbrennt. Es tut jedem weh, sehen zu müssen, wie die alte Brücke Zug um Zug abbrennt und zuletzt ins Wasser runtersackt.

Frau Lisa Ziegler gibt aus ihren Aufschrieben diesen Auszug über die damaligen Ereignisse: In Bächlingen kommt es zu neuen Bränden und Zerstörungen, denen u. a. die alte überdeckte Holzbrücke zum Opfer fiel, weil sich darauf die letzten SS-Leute verschanzt haben sollen. Von der Gartenmauer des Schlosses aus sah ich zusammen mit vielen anderen die Brücke brennen, sich noch einmal krachend und ächzend aufbäumen, um dann zischend in die Jagst zu stürzen. So manchem standen Tränen in den Augen bei diesem «Schauspiel», seltsamerweise auch einem jungen Amerikaner. Er sprach etwas deutsch: «Dies Land – wunderbar – warum Krieg, alles zerstören?»

Die Stadt Langenburg hat im Verlauf der alten Straßen- und Brückenführung auf der dem Ort Bächlingen gegenüberliegenden Uferseite der Jagst den Rastplatz «Alte Brücke» angelegt mit Bänken, Tischen und Feuerstelle, ohne zu ahnen, daß Grund und Boden im alten Auffahrtsbereich beider Brückenköpfe immer noch Eigentum des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES waren. Inzwischen wurde dieses Gelände – insgesamt 3,69 a – an die Stadt Langenburg verkauft.

Außer den Mauerresten mit den schmückenden Kugeln und einem Hinweisschild mit einer liebevoll geschnitzten Reliefdarstellung der ehemaligen Brücke gibt es noch eine besondere Erinnerung an die einstige Archenbrücke über die Jagst bei Bächlingen unterhalb Langenburg: Unter den Arkaden im Hof des Schlosses in Langenburg hängt seit 1963 ein maßstabgetreues Modell der Brücke. Man nimmt an, daß es sich dabei um jenes Modell handelt, das Clemens Schumm im Winter 1784/85 auf Anraten des Ökonomierates Bernhardt angefertigt hat und das lange Jahre in der Hofstube des Schlosses verwahrt worden ist.





Dieser Stein mit Davidstern und siebenarmigem Leuchter (Menora) erinnert daran, daß an dieser Stelle bis zum November 1938 das jüdische Gotteshaus von Buttenhausen gestanden hat. (Foto: Rainer Kaßmann)

Wir lassen uns heute wieder häufiger an Geschichte erinnern. Oder doch wenigstens an ausgewählte Kapitel der Vergangenheit. Reichsstadtgröße angesichts des restaurierten Rathauses oder eines herausgeputzten Altstadtquartiers, Burgen und Schlösser als Zeugnisse herrscherlichen Willens, architektonischer Meisterschaft – oder auch als Gegenbild zur Abhängigkeit der Vielen, die beim Bau dieser Schlösser und Burgen Frondienst leisten mußten, die von diesen Herrschaftssitzen aus regiert, beherrscht, ausgenommen, in die Kriege geschickt worden sind.

Museen und Ausstellungen ordnen und präsentieren Überliefertes: Staufer, Wittelsbacher, Preußen. Historische Stadtrundgänge werden ausgeschildert und mit Erläuterungen vertieft; dem Reisenden werden ausgearbeitete Routen zu den Schauplätzen und zu den glanzvollen Zeugnissen der Geschichte angeboten: Nibelungenstraße, Straße der Staufer, Oberschwäbische Barockstraße. Neue Versuche, Geschichte zu begreifen als Antwort auf die Frage, wie denn alles geworden ist, woher denn alles kommt? Geschichte also unserer Gegenwart, abgefragt aus der Einsicht, daß man nicht verantwortlich mit der Gegenwart umgehen und auf Künftiges zu gehen kann, wenn man nicht um die Vergangenheit weiß?

Oder vielleicht doch immer wieder nur Reise in die Vergangenheit, Flucht zu den mehr oder weniger kostbaren, mehr oder weniger romantischen Überlieferungen und Zeugnissen, um mit dem schönen Abglanz eine als trist empfundene Gegenwart auszuzyklern?

«Fragen über Fragen.»

Auch die hier zu vermittelnden Beobachtungen, Eindrücke und Gedanken haben ihren Ursprung in Fahrten und Wanderungen auf den Spuren der Geschichte. Aber die hier gemeinte Geschichte eignet sich wenig zu romantischer Ausflucht: Orte, die vor einem halben Jahrhundert noch geprägt waren vom mehr oder weniger selbstverständlichen Mit- oder doch Nebeneinanderleben von Christen und Juden stellen Fragen, erzwingen Gedanken, die in unsere Gegenwart zielen: hier ist ein Abschnitt unserer eigenen Geschichte nicht zu Ende gegangen, wie Abschnitte der Geschichte eben zu Ende gehen. Hier haben Unrecht und Gewalt abgebrochen und zerstört, was so oder anders noch heute Bestand haben könnte. Hier hat eine Zeit, die vor kurzem noch Ge-



«Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels.» Der Eingang zur einstmaligen Synagoge von Rexingen, die heute als evangelische Kirche dient. (Foto: W. L.)

genwart und eben noch erlebte Erinnerung war, lediglich Zeugnisse und Relikte hinterlassen.

Die aber werden zu Denkzeichen und machen uns betroffen.

«In Württemberg, im Vorgelände des Schwarzwalds, liegt ein freundliches Dorf. Es heißt Rexingen. Abseits von Eisenbahn und Hauptverkehrsstraße lebte dort unter schwäbischen Bauern seit vielen Geschlechtern eine jüdische Gemeinde. Einst, ehe die Abwanderung nach den Städten begann, war sie groß gewesen. Um 1933 waren es noch an 400 Juden, ein Drittel der Einwohnerschaft. Wie die

meisten Landjuden trieben sie Handel, in erster Linie mit Vieh, einige auch mit Pferden, mit landwirtschaftlichen Produkten. Auch einige Läden und Gastwirtschaften waren in jüdischen Händen. Einige Familien galten als reich, die meisten waren zu mäßigem Wohlstand gediehen. Viele hatten Grundbesitz, auch eigenes Ackerland, und wußten mit Pflug und Tieren umzugehen. Man konnte sie fast als jüdische Bauern bezeichnen: hatte ja auch sonst ein großer Teil der bäuerlichen Bevölkerung in Württemberg eine zweite Erwerbsquelle. Das eigene Land machte die Rexinger Juden bodenständig. Es war ein starkes Gegengewicht gegen die Verlockun-

gen der Stadt.» (Leopold Marx, Über Shavej-Zion) So beginnt Leopold Marx seine Darstellung von Gründung und erstem Aufblühen der Siedlung Shavej-Zion. Aus gutem Grund: eine ganze Gruppe von Rexingern war an den Anfängen von Shavej-Zion beteiligt und gab dem Ort sein erstes Gepräge. Doch hier ist von anderem zu reden. Ich war nach Rexingen gekommen, um die ehemalige Synagoge zu besuchen. Sie ist eine von den wenigen im Land, die den Feuersturm der Reichskristallnacht 1938 überstanden haben. Und darüber hinaus: sie dient – wie zum Beispiel auch die in Hochberg – wieder dem Gottesdienst, dem einer evangelischen Gemeinde nun. Aber über dem Säulenportal steht wieder in hebräisch, was darunter in deutsch wiederholt wird: «Hier ist nichts anderes denn Gottes Haus. Und hier ist die Pforte des Himmels.» Sonst finde ich keinen Hinweis auf Vergangenes. Auch im Dorf, das an den Hängen des tief eingeschnittenen Tals hinaufklettert, kein eindeutiges Zeichen sonst, keine sichtbar, keine erkennbar gemachte Erinnerung. Nur Anlässe zu Vermutungen: hin und wieder meint man, über dem Hauseingang ein Ornament, einmal auch hebräische Schriftzüge zu erkennen, die auf die Erbauer schließen lassen. Nicht wenige dieser Keilsteine wirken, als ob man sie nachträglich geglättet – also von unerwünschten Hinweisen befreit hätte. Auffallend aber vor allem eine ganze Reihe von Häusern, die man sonst kaum einmal antrifft im Land: dörflich wirken zwar die Proportionen, die Details – aber in den Dimensionen entsprechen sie dem, was sonst in unseren Gegenden nur in Städten vorkommt: zwei ausgebaute Obergeschosse über dem Erdgeschoßsockel etwa.

An einem dieser eher städtisch anmutenden Häuser fällt ein fast quadratisches, mit vierteiligem Laden verschlossenes Fenster auf. Nach allem Anschein gehörte es einmal zu einem Ladengeschäft. Größe, Proportionen und sparsame Verzierungen machen einen gediegenen, um nicht zu sagen einen vornehmen Eindruck. Unter der dicken Schicht von Straßenstaub sind noch Reste einstmals farbiger Fassung deutlich erkennbar. In der sonntäglichen Mittagsstunde sehe ich niemanden, den ich fragen könnte. Der über die ganze Breite reichende und offensichtlich im Inneren des Hauses abgesicherte Riegel aus starkem Bandeisen scheint nicht nur diesen Fensterladen zu verschließen: So eindeutig und endgültig verschlossen ist so vieles, was mit der verlorenen, der zerstörten Nachbarschaft zwischen Christen und Juden in diesen Orten und den unseligsten Jahren unserer Geschichte zu tun hat.

Wer will denn schon genau wissen, wie es vorher gewesen und wie dann alles gekommen ist? Und

wer – wenn einer fragt – kann denn noch, will denn noch Antwort geben? Die Zahl derjenigen, die aus eigenem Wissen uns berichten könnten, wird immer geringer; und viele sind unter diesen, die wollen nicht mehr gefragt werden, die wollen sich nicht mehr erinnern. Die wollen nicht mehr davon reden. Höchstens, daß die Brandstifter und Synagogenschänder im November 1938 von auswärts gekommen seien, während man selbst doch eigentlich immer ein recht ordentliches Verhältnis zu den jüdischen Nachbarn hatte. Das sagen sie immer wieder. Verriegelt und verschlossen ein Stück unserer Vergangenheit, das noch kein halbes Jahrhundert zurückliegt. Auf Zeichen sind wir verwiesen, die unser Denken und Fragen in Gang setzen. Auf Denkzeichen, zu denen uns aber kein Weg gewiesen wird: In keinem Dorf, keiner Stadt fand ich Hinweisschilder zu den Synagogen oder zu den Plätzen, an denen sie einstmals gestanden haben, oder auch zu den Friedhöfen. Diese werden allerdings gelegentlich irgendwo am Ortsrand auf Wegweisertafeln für Wanderer genannt; da dürfen sie dann wohl noch als Markierungspunkte dienen. Folgt man jedoch dem Wegzeiger, steht man möglicherweise schließlich ratlos am stacheldrahtbewehrten Maschendrahtzaun und vor dem festverschlossenen Tor, liest gar: «Zutritt für Unbefugte verboten.» Immerhin, gelegentlich ist der Hinweis beigefügt, man könne dort und dort den Schlüssel bekommen. Oder dieser Hinweis allein bekräftigt unseren Ausschluß von einem Stück auch unserer Vergangenheit. Eine Ausnahme ist zu verzeichnen: In Haigerloch, wo die Juden ihren Friedhof am Hang gleich unterhalb ihrer Siedlung anlegen durften, hat die Stadt neben dem Eingang eine Bronzetafel anbringen lassen, auf der in knappen Daten Anfänge und Vernichtung dieser Judengemeinde verzeichnet sind. «Die Stadt Haigerloch will diese Ruhestätte ihrer jüdischen Mitbürger erhalten. Ehre sei ihrem Gedenken.» So schließt der Text, deutlich das endgültig Vergangene der Mitbürgerschaft markierend. Es kann nicht nur die Sorge um den Schutz abseitsgelegener Judenfriedhöfe sein, wenn man so oft vor verschlossenen Toren steht: manche liegen weit abseits und sind zugänglich, manche sind längst von der Siedlung eingeholt und sozusagen unter ständiger Kontrolle – und dennoch verschlossen. So auch in jenem Ort, wo mich vor dem verschlossenen Tor ein vielleicht zwölfjähriger Junge ansprach, ob ich auf den Friedhof wolle, und ungefragt sich anbot, den Schlüssel zu holen, den habe sein Großvater. – Er wartete geduldig, bis ich mich umgesehen hatte. Vor dem Weggehen versuchte ich, von dem freundlichen, aufgeweckten Jungen zu erfahren, was er



Rexingen: Der verschlossene Laden des einstmaligen Geschäfts eines jüdischen Kaufmanns? (Foto: W. L.)

von dem weiß, was mit diesem Friedhof zu tun hat, zu dem sein Großvater den Schlüssel hat. «Da sind halt Juden begraben –.» Bei diesem einen Satz blieb es. Endgültig. Obwohl der Großvater den Schlüssel hat.

Einer – ebenfalls erst nach jenen Jahren geboren, aber schon um einiges älter – fand die Formel dafür: «Eine ganze Generation blieb unbelehrt, weil die Väter unbelehrbar waren.»

Als ich – vor Jahren schon – zum ersten Male nach Mühlingen kam, begleitete ich den inzwischen verstorbenen früheren Stuttgarter Landesrabbiner Dr.

Siegbert Neufeld. Wir wollten alle die Judenorte im ehemaligen Rabbinat Horb besuchen: Baisingen und Mühlen, Nordstetten, Horb und Rexingen. Und eben Mühlingen. Mitten im Dorf, das sich unter dem Schloß an den Hang lehnt, stand in der hellen Luft des friedlichen Sommertags eine Staubwolke, die sich nur langsam auflöste. Im Näherkommen wurde erkennbar: man war dabei, die Synagoge abzureißen. Heute führt hier eine Straße hinüber zum dörflichen Schulzentrum, der Rest ist als Parkplatz genutzt. Damals hatte ich jenes Gefühl, das in der Regel beschrieben wird: ich hätte im Boden versinken mögen. Ich wußte damals einiges über die Ge-

schichte der Juden in Württemberg und vor allem über deren Verfolgung. Aber zu wenig wußte ich vom Judentum. Und konnte mir also kaum vorstellen, was in diesem Augenblick den Juden neben mir bewegen mochte. Er blieb gelassen, suchte sich nach dem Rest einer noch nicht ganz niedergebroschenen Wand eine Vorstellung vom früheren Ganzen zu machen und wandte sich dann dem Friedhof zu.

Dort erst wagte ich von der Synagoge und ihrer Zerstörung zu sprechen. Nun, das habe alles seine Ordnung. Es gebe keine jüdische Gemeinde mehr in Mühlingen, die Synagoge sei in einem rechtmäßigen Verfahren von der Gemeinde erworben worden, die könne nun damit machen, was sie für richtig halte. Mit den Verbrechen von 1938 sei das nicht zu vergleichen, ja im Falle Mühlingen könne man fast von einem natürlichen Ablauf der Dinge sprechen: der einstmals bedeutende Rabbinatsort Mühlingen habe mit dem Wegzug der Gemeindeglieder zunächst in das günstiger gelegene Horb und später vor allem in die Großstädte seine Gemeindeglieder nach und nach verloren – auch ohne die Ereignisse der 30er Jahre würde wohl heute kaum noch eine jüdische Gemeinde in Mühlingen bestehen. Und was denn eine ehemalige Synagoge ohne Gemeinde, ohne Thora und Ewiges Licht, ohne Gebet und Gottesdienst anderes sei als ein Gebäude, ein Gehäuse, das keinem mehr zu Diensten sei, weder Gott noch den Menschen. Da sei kein großer Unterschied zwischen dem Abbruch und der Verwandlung in ein profanes Gebäude wie Werkstatt, Lager oder Scheune. Das sei auch in früheren Zeiten schon vorgekommen – als die Wankheimer Synagoge aufgegeben wurde zum Beispiel zugunsten der neuen in der damals neuen Gemeinde Tübingen. Oder als die Gemeinde des Dorfes Kappel mit der von Buchau am Federsee vereinigt wurde und die Synagoge von Kappel aufgegeben wurde. (1882 wurde sie abgerissen, der Platz wurde verkauft, nachdem sich Verhandlungen über den Verkauf der Synagoge an die evangelische Gemeinde zerschlagen hatten.) Die letzte Predigt in der Synagoge von Kappel macht bei aller Wehmut des Abschieds die sachliche und nüchterne Betrachtung eines solchen Vorgangs, einer solchen Entwicklung erkennbar:

«Er, der die Zeiten ändert und die Ereignisse wechseln läßt, der den Tag geschaffen und die Nacht, das Licht und die Finsternis, er ließ nach seinem unergründlichen Willen Zeiten und Umstände eintreten, welche die größten Gemeinden auf dem platten Land allmählich entvölkern und auflösen und ihre Bewohner den großen Markt- und Geschäftsplätzen der Staaten zuführen. Ob dies Verhältnis ewig so sein, ewig so bleiben wird? Die verhüllte Zukunft ist

bloß dem Allmächtigen und Allwissenden bekannt, nur was offen ist (5. B. M. 29), die klare Vergangenheit, liegt vor unseren Blicken, ist unserer menschlichen Beurteilung unterworfen. Und so sehen wir allmählich den Zeitpunkt herannahen, der wirklich erschienen ist und welcher der hiesigen mit allen religiösen und kirchlichen Anstalten und Institutionen musterhaft geordneten israelitischen Gemeinde die Auflösung und als Folge deren Einverleibung in die nächstgelegene gebracht hat, ein Ereignis, das zum letzten Gottesdienst in diesem Hause heute uns versammelt hat. Und wahrlich, ein wehmütiges Gefühl beschleicht uns bei dem Gedanken, aus einem Tempel scheiden zu müssen, der uns so viele Seelengenüsse gebracht hat. Denn wenn wir keine Wohnung, in der wir nur wenige Jahre gelebt, gleichgültigen Gemütes verlassen, um wie viel weniger ein Haus, in welchem wir dem würdigsten Geschäft oblagen, das Menschen auf Erden verrichten können . . . Freilich muß uns überall der feste Vorsatz begleiten, der in uns im Gotteshause angeregt und erweckt wird, auch im Leben auszuführen: Menschen zu beglücken und Menschen zu erfreuen. Als einst Rabbi Josua beim Anblick des zerstörten Tempels zu Jerusalem in den Klageruf ausbrach: «Wehe uns, daß die Stätte, auf welcher Israel sich mit seinem Vater im Himmel aussöhnte, in Trümmern liegt», erwiderte ihm Rabbi Jochanan: «Beruhige dich, mein Sohn, wir haben ein anderes Mittel der Sühne – die Betätigung und Ausübung der Menschenliebe, und so lange es Israel an milden und guten Werken nicht fehlt, kann es überall vor seinen Gott hintreten, sich überall mit ihm aussöhnen.» (Joseph Mohn, Der Leidensweg unter dem Hakenkreuz. – Bad Buchau)

Es bleibt die Frage, ob wir uns – nach allem, was geschehen ist – solche Gelassenheit aneignen dürfen. Hier war nicht von Aussöhnung für uns die Rede. Synagogen, die durch Vertreibung, Verschleppung und Mord um ihre Gemeinde gekommen sind, Synagogen, die 1938 «nur» demoliert und geschändet worden sind und nicht in Brand gesteckt (weil nämlich die Nachbarschaft hätte mit in Flammen aufgehen können), Synagogen, aus denen man Thorarollen, Gebetbücher und liturgisches Gerät auf einen benachbarten Sportplatz gebracht hat, um sie dort «ungefährlich» zu verbrennen – all solche Synagogen sind seitdem Zeichen unserer eigenen unseligen Geschichte. Und wenn sich weit und breit kein Jude findet, der ein Wort sagt für die Erhaltung einer dieser ehemaligen Synagogen: w i r dürfen sie dennoch nicht aufgeben. Sie müssen Zeichen bleiben auch für alle folgenden Generationen.

Nicht einen einzigen Anspruch an die Geschichte



An den berühmten Sohn Nordstettens Berthold Auerbach erinnert eine Tafel am Rathaus, auf dem Friedhof findet man sein Grab – aber keinen Hinweis im Ort, der zu seinem Geburtshaus führen könnte. (Foto: Norbert Krüger)

darf stellen, wer nicht die ganze ungeteilte Geschichte als seine eigene in Anspruch nimmt. (Oder sollte man aus der Geschichte «nach Wahl» erben können und immer nur das, was Größe, Ehre, Ruhm und Reichtum bedeutet?) Und deshalb müssen die Zeichen sichtbar erhalten bleiben, die uns mit unseren eigenen Gedanken vor den Kopf stoßen können.

Nicht immer ist es leicht, mit solchen Überlegungen Ernst zu machen. Die älteste auf württembergischem Boden erhalten gebliebene Synagoge steht in einer kleinen Landgemeinde, in Freudental im Kreis Ludwigsburg. Günter Bächle hat im vergangenen Jahr in der *SCHWÄBISCHEN HEIMAT* (S. 167) über sie geschrieben. Ein schlichter Bau – wie die meisten alten Synagogen und vor allem die ländlichen – aber doch von nobler Architektur. Das hohe Walmdach und die Werksteingliederungen der Wände, die flach überwölbten Fenster kennzeichnen auch im derzeitigen desolaten Zustand noch den ursprünglich sakralen Charakter des Baus, der auch mit dem deutlich abgesetzten Vorbau betont wird, in dem sich die Frauenempore befand, und mit den – inzwischen vermauerten – Fenstern der Ostwand.

Zusammen mit den Resten eines Treppenturms aus der Renaissance und mit dem sogenannten Judenschlößle, einem herrschaftlichen Bau von 1614, den später die jüdische Gemeinde erwarb und bis in dieses Jahrhundert hinein bewohnte, ist hier ein ganzes Ensemble historischer Bauten angedeutet. Dieses Judenschlößle konnte weiter als Wohnhaus dienen, die Renovierung schien lohnend: seit 1975 macht nun das herausgeputzte Fachwerk erst recht auf den desolaten Zustand der Synagoge aufmerksam.

Deren Erhaltung ist inzwischen nun einigermaßen sicher, nachdem ein eigens zu diesem Zweck gegründeter Verein sie – mit öffentlicher Unterstützung – erworben hat, um sie wiederherzustellen. Schwierig wird es vor allem sein, eine neue, sinnfällige und tragfähige Nutzung zu finden; man wird das auch nicht allein der doch recht kleinen Gemeinde und dem Verein engagierter Bürger überlassen dürfen und so tun, als ob es hier allein um die Geschichte eines Dorfes und vielleicht noch seiner näheren Umgebung ginge. Es ist ja nicht so, als ob in den frühen Jahren nur die einzelnen Ortsherrschaften von den Schutzgeldern und sonstigen Abgaben der Juden profitiert hätten und später (nach deren Emanzipation nämlich) nur die Gemeinden vom



Das Grab der Madame Kaulla auf dem Friedhof der Hechinger Juden. Die Inschrift lautet: «Hier ruht ein Weib, die groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterlande gewesen.» (Foto: Norbert Krüger)

Steueraufkommen der wirtschaftlich erfolgreichen Juden! Sehr wohl hatten nicht wenige Landesteile durchaus schon ihren Vorteil von jüdischen Lieferanten und Geldgebern, als sie noch wie die meisten Reichsstädte und größeren Territorien – so auch das Herzogtum Württemberg – keine Ansiedlung von Juden dulden wollten. Da soll nur ein einziger Name stellvertretend genannt werden, der Name Kaulla. Dieser Name einer bedeutenden Bankiersfamilie ist ursprünglich nichts anderes als die hebräisch getönte Koseform von Karoline, so wurde die 1739 in Buchau geborene Tochter des Vorstehers und Hof-

faktors Raphael und der Rebekka von Regensburg gerufen. Madame Kaulla war wohl die bedeutendste unter den Frauen, die um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert als Hoffaktoren – Hof- und Heereslieferanten und Finanzagenten – wirkten. Sie stand vor allem in Beziehung zu den Höfen in Hechingen, Donaueschingen und Stuttgart. Besonders hier war ihr Wirken sehr nachhaltig; ihr Ansehen war so groß, daß ihr Vorname zum Familien- und Firmennamen wurde. Nach ihrem Tode (1809) wurde Madame Kaulla in Hechingen beigesetzt. Ihr prachtvoller klassizistischer Grabstein auf dem Hechinger Ju-

denfriedhof rühmt sie: «Hier ruht ein Weib, die groß in ihrem Volke, groß in ihrem Vaterlande gewesen.» (Heinrich Schnee, Die Hoffaktoren-Familie Kaulla) Man begegnet dem Namen Kaulla vielfach in der Geschichte des Stuttgarter Bankwesens, in den Adelslisten – und auf den Friedhöfen. Zunächst in jenem ausgegrenzten und doch in das Ganze eingebundenen israelitischen Teil des Hoppenlaufriedhofs in Stuttgart und dann in dem stillen, ganz am Rande gelegenen Teil des Pragfriedhofs, der den Stuttgarter Juden eingeräumt worden ist.

Stuttgarter Juden – das hatte es über lange Jahrhunderte nicht gegeben bis zur schrittweisen Emanzipation und Gleichstellung der Juden im 19. Jahrhundert. Bis zur freien Beteiligung der aus den früheren ländlichen Judenorten Zugewanderten an allem öffentlichen Leben. Stuttgarter Juden – dafür stehen hier nur einige wenige Namen: Fritz Wertheimer, der Generalsekretär des Deutschen Auslandsinstituts, der Cannstatter Fabrikant und Dichter Leopold Marx, der Architekt Ernst Guggenheimer, der Direktor des Konservatoriums für Musik Karl Adler, der Maler Hermann Fechenbach aus Bad Mergentheim, der Vorkämpfer für die Neckarschiffahrt Otto Hirsch, der Verwaltungsjurist Fritz Elsas –

Es scheint, daß in Stuttgart – und auch sonst im Württembergischen – die Integration der Juden in Staat und Kommune ganz besonders intensiv gewesen ist. Es ist jedenfalls nicht übertrieben, wenn man von einem besonderen jüdisch-württembergischen Patriotismus spricht, der sich nicht nur an landesfürstlichen Jubeltagen äußerte, sondern auch sein Echo fand – etwa durch königliche Zuwendungen an Geld – wie beim Bau der neuen Buchauer Synagoge, was dann Anlaß gab zur Buchauer Glockenlegende –, an Aufmerksamkeit und durch die Anwesenheit des Königspaares bei wichtigen Anlässen, wie zum Beispiel bei der Einweihung des jüdischen Waisenhauses in Esslingen.

So gab es auch in Stuttgart lange so gut wie keinen Zionismus. Als Ende der 20er Jahre Martin Buber in Stuttgart die Frage erörterte «Was geht uns Palästina an?», hielt man ihm entgegen: «Für uns württembergische Juden kommt das doch gar nicht in Betracht.» (Adolf Wold; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Darin äußerte sich nicht nur kurzfristig bequeme Einfügung in die gegebenen Verhältnisse, opportunistische Anpassung, sondern Selbstverständliches, etwas, das man sich nicht anders denken und vorstellen konnte damals: dieses Land war Heimat.

Der «gute Ort» der Hechinger Juden. (Foto: Norbert Krüger)



Noch Jahre später wird das aus der Erinnerung in einer Gedenkrede vergegenwärtigt: «Die eigentliche Seele des Gemeindehauses Hospitalstraße 36 war Lehrer Max Meyer . . . Was er uns in seiner kernigen Sprache über die Richter und Propheten erzählte, fügte sich so ganz selbstverständlich dem ein, was wir in der nahe gelegenen Bürgerschule über Ludwig Uhland und Friedrich Schiller hörten. Überhaupt erschien es uns, als ob die Propheten nie anders als schwäbisch gesprochen hätten. Und wir kannten genau die Stelle im Neckar, wo die Kinder Israels den Jordan überschritten hatten, während für den Überfall Gideons auf die Philister keine andere Stelle als der Bopserwald sich eignete. So formte sich in uns Kindern der Keim jener einzigartigen Synthese aus den flammenden Worten der gerechtigkeitsuchenden Propheten und den klangvollen Versen der Dichter und Denker, die den Ruf nach freien Menschenrechten erhoben.» (Chanan Lehrmann; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Selbst einer, der sich ausgeschlossen sieht und vertrieben aus dem lebenslang Vertrauten, vertrieben von denen, mit denen er Sprache und Heimat geteilt hat, selbst der emigrierende Leopold Marx nimmt nicht Abschied von einem feindlich gewordenen Land, sondern von seiner Heimat:

Mein Fluß, noch einmal Brücken, Türme spiegelnd und altvertraute Bäume – Stadt um Stadt, in Gärten, Rebengrün und Wald gebettet, und meine Berge, keiner, den der Fuß nicht kennt, obstschwere, weinumrankte, runde und felsumrandet ragende – die Alb . . . Vorbei, vorbei – zum letzten Mal. Was war, das kommt nicht mehr, der Fluß fließt nicht zurück. Ein Leben war's, und Heimat war's, und Leids und Glück genug . . . Schön war's, schlimm war's – vorbei!

(Leopold Marx; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Ungezählt sind die Erklärungen, in denen Heimatrecht in Anspruch genommen wird, in denen das Vertrauen sich äußert, in diesem Recht bestätigt zu werden. Und nicht minder zahlreich die Äußerungen des Schmerzes, als dieses Vertrauen sich getäuscht sah von denen, mit denen man gemeint hatte, in einem Vaterland, in der gleichen Welt der Gedanken, der Gefühle, der Sprache, in derselben Heimat zu leben.

Wie weit dieses patriotische Mißverständnis gehen konnte, zeigt der Abschiedsbrief eines Stuttgarters aus dem April des Jahres 1933: «Ihr lieben Freunde!

Hierdurch ein letztes Lebewohl! Ein *deutscher* Jude konnte es nicht über sich bringen, zu leben in dem Bewußtsein, von der Bewegung, von der das nationale Deutschland die Rettung erhofft, als Vaterlandsverräter betrachtet zu werden! Ich gehe ohne Haß und ohne Groll. Ein inniger Wunsch beseelt mich – möge in Bälde die Vernunft Einkehr halten! Da mir bis dahin überhaupt keine – meinem Empfinden entsprechende – Tätigkeit möglich ist, versuche ich durch meinen Freitod, meine christlichen Freunde aufzurütteln. Wie es in uns *deutschen* Juden aussieht, möget Ihr aus meinem Schritt ersehen. Wieviel lieber hätte ich mein Leben für mein Vaterland gegeben! Trauert nicht – sondern versucht aufzuklären und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. So erweist Ihr mir die größte Ehre!» (Fritz Rosenfelder; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Und diesem Zeugnis aus frühen Anfängen der Zerstörung und des Unheils sei eines aus den letzten Jahren der Gewalt gegenübergestellt, das eines namentlich nicht genannten Häftlings aus dem Konzentrationslager Theresienstadt: «Die schwäbischen Häftlinge verbindet die gemeinsame Heimat. Wir betonen unsere Herkunft aus Württemberg und reden kräftig schwäbisch, wenn wir einander begegnen. Wir haben Heimweh . . . Ein Stuttgarter Rechtsanwalt grüßt mit Hie gut Württemberg allewege.» (Nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Zwei Plätze in Stuttgart machen vor anderen die Geschichte jüdischer Württemberger und ihrer Verfolgung manifest. Ein Gedenkstein auf dem Killesberg erinnert daran, daß von hier aus mehr als 2000 jüdische Mitbürger «ihren Leidensweg in die Konzentrationslager und in den Tod antraten».

Vom eigentlich hiesigen Geschehen hingegen zeugt in besonderer Weise die 1951 wiederaufgebaute Synagoge, und sie allein auch von einem gewissen Fortbestand – oder von Neuanknüpfung wenigstens.

Als 1938 die Nazis befahlen, die Reste der ausgebrannten Synagoge einzureißen und einzuebnen, gelang es Ernst Guggenheimer, der diese Arbeit leiten mußte, die steinernen Gesetzestafeln, die bis dahin den Frontgiebel gekrönt hatten, beiseite zu schaffen; heute sind sie innen an der nördlichen Seitenwand der wiedererstandenen Synagoge angebracht – nach den Einweihungsworten des damaligen Landesrabbiners Siegbert Neufeld ein doppeltes Sinn- und Denkzeichen «für die Kraft der jüdischen Gedanken, die nicht Feuersgluten und nicht Wasserfluten vernichten können», zugleich aber



Die Stuttgarter Gesetzestafeln. Einst krönten sie die Giebelfront der Stuttgarter Synagoge. Bei deren Zerstörung blieben sie erhalten, sie konnten beiseitegeschafft und gerettet werden. Heute sind sie auch ein Hinweis auf Tradition und Fortbestand im Neubeginn nach den Jahren des Unheils. (Foto: Norbert Krüger)

auch zur Mahnung, «daß überall wo Juden sich aufhalten, Richtschnur ihres Lebens der Inhalt dieser Gebote der Sittlichkeit» sei. Und bei gleicher Gelegenheit beschwor der aus Stuttgart stammende damalige Landesrabbiner von Luxemburg Chanan Lehrmann jene Vergangenheit herauf, in der «von Stuttgart als von dem neuen Jerusalem», vom «Nekkar als dem neuen Jordan» gesprochen wurde: «Wir Juden haben ein dankbares, manchmal quälendes Gedächtnis. Als wir im späten Mittelalter aus Deutschland und aus Spanien vertrieben wurden, nahmen wir die deutsche und die spanische Sprache wie ein Stück Heimat mit und bewahrten sie in ihrer altertümlichen Form unter dem Namen «ladino» und «jiddisch» bis zum heutigen Tage als Zeugnis eines Blattes unserer Geschichte. Schon im Gesetz Mosis ist das Gebot niedergelegt, selbst des Aufenthaltes in Ägypten nicht in Haß zu gedenken, da wir, obzwar als rechtlose, bedrückte Sklaven, immerhin Bewohner jenes Landes gewesen waren.

Erst recht behalten wir jene Stätten in Erinnerung, wo wir im milden Klima eines fortschrittlichen Jahrhunderts unsere geistigen Güter pflegen und zu hoher Blüte entwickeln, gleichzeitig aber auch zur Kultur des Gastlandes mitgestaltend beitragen konnten. Den Überlebenden aus jener Zeit erscheint daher die aus heiterem Himmel hereingebrochene – wenn auch durch Seher wie Heinrich Heine vorausgesagte – Katastrophe, die wie eine vernichtende Sturmflut alle von Menschenhand errichteten Kulturwerte hinweggeschwemmt und die vom Menschengestalt errichteten Dämme gegen die Uragewalten der Barbarei niedergerissen hat, noch heute als unfassbar; wie umgekehrt der Nachkriegsgeneration, welche die Trümmer des jüdischen Erbes in diesem Lande übernahm und verwaltet, die Erzählungen von einem stolzen und blühenden württembergischen Judentum als sagenhaft und unwirklich – gleich denen von der im Ozean versunkenen glücklichen Insel Atlantis – erscheinen mögen.» (Chanan Lehrmann; nach Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Architekt der neuen Stuttgarter Synagoge war derselbe Ernst Guggenheimer, dem es 1938 zugefallen war, die Trümmer ihrer Vorgängerin zu beseitigen und der dabei die Gesetzestafeln retten konnte. Mit diesem Neubau gab er nun einem Architekturprogramm sinnfälligen Ausdruck, das er schon 1930 formuliert hatte: «. . . der immer größer werdende Kreis der Verstehenden weiß, daß nicht die Pracht des Innenraumes, nicht die Wucht der Fassade mit maurischer Kuppel dem Wesen des jüdischen Kultus gerecht wird. Die Synagoge wird heute im Grundplan als Neubeseelung der jahrhundertealten

Überlieferung sich an nichts anderes halten können als an die heilige Lade und den Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden. Diese beiden sind die natürlichen Brennpunkte, von denen die Baugestaltung ihren Ausgang nimmt: die Bundeslade an der Ostwand – ihr beigegeben die rituellen Lichte, die Ewige Lampe, die Totenlichter –; der Vorlesepult in der Mitte des Raumes. Um ihn sammeln sich die Sitzreihen. Jeder Anwesende hat gleichen Anteil am Inbegriff des jüdischen Gottesdienstes: dem Vorlesen der Heiligen Schrift. So ist der nach außen streng durch den Vorhof abgeschlossene kubische Raum – der Saal – der sinnfällige bauliche Ausdruck für den jüdischen Tempel. Der Frauenraum auf der Empore mit der strengen Trennung im Hinblick auf Eingang und Sicht vermag das Wesentliche des Raumes zu unterstreichen.» (Ernst Guggenheimer; nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden)

Das Wesentliche des Raumes: Die Heilige Lade, der Tisch, an dem die Gesetze vorgelesen werden, Lichte, Lesepult: allen anderen Synagogen im damaligen Land Württemberg und in Hohenzollern ist dies genommen, wenn sie nicht gar zerstört sind. Da werden nirgends mehr die Heiligen Texte gelesen, da gibt es nirgends mehr den Rhythmus von Sabbat zu Sabbat, die Abfolge der Hohen Feiertage über das Jahr. Selbst die Erinnerung ist weit versunken oder verschüttet. An vielen Orten gibt es weder Hinweis noch Gedenkzeichen. Eine der größten und wichtigsten Synagogen, die in Hechingen, findet und findet keinen Käufer, keinen, der bereit und in der Lage wäre, sie zu retten und zu einem Ort des Gedenkens, vielleicht auch eines neuen Lernens über das Miteinander zwischen Christen und Juden oder ganz allgemein zwischen Mehrheiten und Minderheiten zu machen.

Wohnungen, Schuppen, Kaufhäuser, Parkplätze, Baulücken –, im besten Fall ein stiller Rasenplatz mit einer mächtigen Trauerweide – das ist geblieben; und wir belassen es – von Ausnahmen abgesehen – in befremdlicher Anonymität.

Obwohl hier doch einmal das Gotteshaus der Nachbarn gewesen ist. In Freudental, erzählt man, sei die Nachbarschaft so weit gegangen, daß gelegentlich sogar der eine oder andere christliche Mitbürger die

Zum Bild auf der rechten Seite:

Nur eine Trauerweide auf stillem-Rasenplatz erinnert daran, daß hier bis zur gewaltsamen Zerstörung die Synagoge der jüdischen Mitbürger von Buchau gestanden hat. Von den meisten wird sie kaum beachtet, aber den Wissenden ist sie eindringlich mahndendes Denkzeichen. (Foto: Rainer Kaßmann)



vorgeschriebene Mindestzahl von zehn großjährigen Männern aufgefüllt habe, die erst die Abhaltung des jüdischen Gottesdienstes ermöglicht. Zumindest jedenfalls hat man Nachbarschaft geübt, wenn jemand zu Grabe getragen wurde – und dies stellenweise auch dann noch, als der Umgang mit Juden schon nicht mehr ungefährlich war. Und erst recht in den Jahren vorher: im Klinkerbau der samt Lehrerstelle von einem ehemaligen Buttenhauser Juden gestifteten Bernheimer-Realschule saßen zu gleichen Teilen Christen und Juden in der Klasse. In den Gemeinderäten arbeitete man zusammen; hier und dort gab es so etwas wie einen gemeinsamen Stammtisch zwischen Rabbiner und Stadtpfarrer. In Buttenhausen wird berichtet, das ganze Dorf habe mehr oder weniger von den Juden gelebt: wer nicht unmittelbar bei einem von ihnen beschäftigt war, der hatte doch indirekt sein Auskommen durch sie als Handwerker, als Heimarbeiter oder mit Spann- und Fuhrleistungen.

Von denen, die Auskunft geben können (und dazu bereit sind), wird immer wieder hingewiesen auf die gutnachbarlichen Beziehungen in den Jahren vor

der Verfolgung. Und diese Auskunft kommt von beiden Seiten. So wird aus Mergentheim berichtet: «. . . seit ich Deinen Brief besitze, stehen all die Jugendjahre, die ich in Mergentheim verbrachte, wieder vor mir. Ich überlege und finde, daß wir, die Jugend von damals, glücklich und frei und froh in dem alten Städtchen aufgewachsen sind. Sorglos bis zum Beginn des Krieges 1914. Wir konnten ja nicht ahnen, welche bewegte Zukunft uns bevorstand. Wir waren befreundet mit anderen Mergentheimer Kindern, egal ob Christen oder Juden – ich muß gestehen, daß ich keinen Unterschied damals bemerkt habe und auch meine Schwestern nicht. . . . Ich denke gerne an Mergentheim zurück. Ich finde, daß man sich kaum eine schönere und freiere Kinder-, Schul- und Jugendzeit wünschen kann wie die unsrige. Alles gehörte uns. Der Obere Marktplatz und der Schulhof, die Grabenallee und der herrliche Schloßgarten – alles – und überall konnten wir Versteck und andere Spiele spielen, alles gehörte uns Kindern und überall waren wir zu Hause und fühlten uns daheim, und nie empfand ich einen Unterschied zwischen Juden und Christen. Ich erinnere

Wo bis 1938 die Synagoge der israelitischen Gemeinde Laupheim gestanden hat, finden wir heute die Kirche einer evangelischen Gemeinde. Ein Denkstein am Rande des Grundstücks bewahrt ein Abbild der einstigen Synagoge und erinnert an deren gewaltsame Zerstörung. (Foto: Rainer Kaßmann)





Die von einem früheren Buttenhauser gestiftete «Bernheimer'sche Realschule» in Buttenhausen dient heute als Rathaus. (Foto: Rainer Kaßmann)

mich sehr gut, daß meine Schwester und ich jedes Jahr an Weihnachten bei dem Stadtschultheißen Klotzbücher, mit dessen Töchter wir befreundet waren, zum Christbaum eingeladen waren. Dafür brachten wir ihnen an Pessach Mazzes, die sie mit Freude annahmen. Und so war es mit anderen christlichen Freundinnen ebenfalls.» (nach: Hermann Fechenbach, Die letzten Mergentheimer Juden)

Und in Buchau erzählte uns vor Jahren Siegbert Einstein, einer der beiden Buchauer Juden, die aus Theresienstadt zurückgekehrt sind: «Meine Familie Einstein dürfte wohl zu den ältesten Familien gehören, die auf Buchau zurückführen. Ich bin hier 1889 geboren, hier aufgewachsen; und bis zum heutigen Tag – mit Unterbrechung der KZ-Zeit – lebe ich in Buchau.

Ich erinnere mich gerne, daß während der Schulzeit die drei Konfessionen, die hier gelebt haben, in bester Harmonie zusammengekommen sind. Insbesondere hat sich das bei uns Kindern gezeigt. Wir waren damals, wie heute auch, Lausbuben, und es hat niemand gefragt: Bist du Jude oder bist du evangelisch oder katholisch? Wir waren Schüler von Buchau. Es war damals zum Beispiel so, daß wir jüdischen Schüler in der Realschule, die ja am Samstag Schule hatten, unbehindert den Gottesdienst in der Synagoge besuchen konnten. Die anderen Schüler hatten zum Teil das Angenehme, leichte Schularbeiten zu haben, denn ich erinnere mich, daß katholische Lehrer den Organistendienst in der Synagoge in Buchau durchgeführt haben.» (Siegbert Einstein, Bad Buchau; in «Jüdische Gemeinden in Oberschwaben», SWF Tübingen)



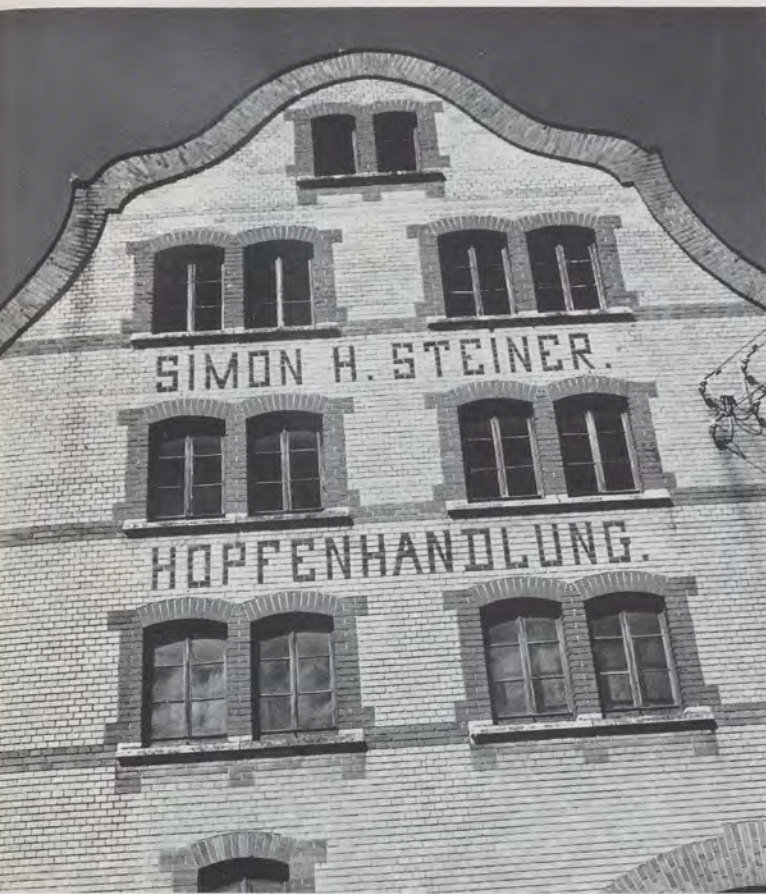
Stellvertretend für viele andere Zeugnisse erinnert die auch durch ihre ausgewogene Architektur beeindruckende «Hopfenhandlung von Simon H. Steiner» an den Anteil, den jüdische Unternehmer und Kaufleute an der früheren wirtschaftlichen Bedeutung Laupheims gehabt haben. Aber der Name Steiner ruft zugleich auch Erinnerungen wach an einen anderen aus Laupheim stammenden Träger dieses Namens, an den Geheimen Kommerzienrat Kilian von Steiner, der zu den Begründern des Schwäbischen Schillervereins und des Schiller-Nationalmuseums in Marbach gehört. (Fotos: Rainer Kaßmann)

Aber aus eben diesem Buchau wird auch berichtet, daß es Eingaben und Beschwerden gab, als sich der erste Jude an der Hauptstraße niederlassen wollte. Doch: wo wäre Nachbarschaft immer gleichzusetzen mit unausgesetztem Einvernehmen und unablässigem wechselseitigen Wohlwollen und Wohltun? Und dies zumal, wo es sich um die Nachbarschaft konfessionell verschiedener Gruppen handelt?!

Ich erinnere mich an üble konfessionelle Streitereien und Beschimpfungen über die Mauer zwischen den Schulhöfen «benachbarter» Volksschulen – einer evangelischen und einer katholischen – hinweg. Und da sollte es anders gewesen sein zwischen jüdischen und christlichen Schülern, die noch viel stärker getrennt waren durch Unkenntnis, Mißverstehen und generationenalte Vorurteile?

Auch im Beschönigen und Glätten liegt – wie im Ausklammern und Verschweigen – Verzerrung und Verfälschung. Gerade in Kindheitserinnerungen bricht immer wieder auf, was es in jenen vergange-

nen Zeiten christlich-jüdischer Vergangenheit und Nachbarschaft eben auch gegeben hat. So erinnert sich Hermann Fechenbach: «Wenn auch das Verhältnis zwischen Juden und Christen in Mergentheim auf gegenseitiger Achtung beruhte und zum Teil freundschaftlich war, so fühlte ich doch, daß wir irgendwie von der anderen Seite mit einem etwas überlegenen Selbstbewußtsein behandelt wurden. Offene antisemitische Beschimpfungen von Erwachsenen kamen kaum vor, doch bei den Kindern konnte man stets feststellen, wie die Gesinnung im Elternhaus war. Wenn ich auch das Sprüchlein kannte: «Schimpfen, schimpfen tut nicht weh, und wer mich schimpft, hat Läuse und Flöhe», so traf mich der Spott, den sich manche Kinder erlaubten, doch so tief, daß sich mir die Frage aufdrängte, warum ausgerechnet wir Juden sein mußten. Ja, meine Unzufriedenheit über meine Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft ging so weit, daß ich alles, was bei uns alt und verbraucht aussah, als jüdisch bezeichnete, ganz besonders Vaters altes



Fahrrad und auch unseren Hund Peter. Selbst ein gewisses Minderwertigkeitsgefühl kam in mir auf, das ich immer wieder zu überwinden hatte. Wenn ich dann Vater und Onkel Abraham groß und aufrecht in den Reihen der freiwilligen Feuerwehr stehen sah, kam mir dies wie ein gewisser Ausgleich vor. Auch ihre Mitgliedschaft beim Turnverein trug dazu bei, daß ich mich mit meinem Judesein versöhnte.» (Hermann Fechenbach, Die letzten Mergentheimer Juden)

Auch der in Horb aufgewachsene Arzt Fritz Frank berichtet sowohl von manchem selbstverständlichen Umgang mit katholischen Nachbarn, mit der Familie des Dienstmädchens, vom Miteinander in Kindergarten und Schule, von «interkonfessionellen» Schneeballschlachten und anderen Streitereien, bei denen sich gelegentlich wohl auch katholische und jüdische Horber gegen die auswärtigen Rexinger beider Konfessionen zusammentaten. Aber auch ihm blieben die ganz und gar nicht freundnachbarlichen Hinweise auf sein Judentum nicht erspart: Auf einmal kam der Freund nicht mehr zum Spiel, nicht mehr ins Haus, ging aus dem Weg, bis es bei irgendeiner abseitigen Gelegenheit hervorbrach: «Ihr habt unseren Heiland gekreuzigt!» – «Das ist verlogen!» Das Kind eilte aufgescheucht zur Mutter, empfing große Zärtlichkeit

und einen Schein von Tröstung: «Es ist nicht wahr.» Oder «Es waren nicht die Juden, es waren die Römer». Oder «Das verstehst du noch nicht, wenn du groß bist, erzähle ich dir alles . . .» Die letzte Antwort war für das Kind noch schwerer als die erste, weil die Mutter nicht alles sagen wollte . . . Das Kind gab am nächsten Tag von der Antwort weiter: «Meine Mutter sagt, das ist nicht wahr, es waren gar nicht wir Juden, es waren die Römer!» Der gewesene Freund wußte es besser. Er wußte es vom Lehrer oder vom Pfarrer, und seine Eltern hatten es auch bestätigt. «Es war nicht der Vater oder der Großvater von deinem Freund», sagte eine dieser Vertrauenspersonen, «auch kein Onkel, nicht einmal ein Horber, aber Juden sind's gewesen. Aber da kann dein Freund nichts dafür . . .»

Als er das nächste Mal auf die Schütte ging, machte er verstohlen den Passionspfad . . . Dann prüfte er alle die Stationsbilder: Wo sind Juden dabei und wo sind keine Juden dabei? Die Juden erkennt man an der krummen Nase und daran, daß sie mit den Händen reden. Im Gefängnis, wo die Dornenkrone auf den Kopf gepreßt wird, und bei der Peitschung sind Gott sei Dank keine Juden dabei. Bei der Kreuztragung stehen Juden herum und schauen zu, ohne zu helfen. Es ist gottlob ein römischer Soldat, kein jüdischer, der mit der Lanze in die Seite sticht und den Essigschwamm zu trinken gibt. Bei der Kreuzabnahme, der Grablegung, der Auferstehung – nirgends sind mehr Juden dabei.

Mit den Tagen, mit den Wochen wurde das Erlebnis vergessen. Kinder haben keine Zeit, lange zu grollen. Der Freund wurde wieder Freund. Es blieb aber eine Bereitschaft des Mißtrauens und des Schmerzens – und vielleicht bei beiden. (Fritz Frank, Kindheit in Horb; in: SCHWABISCHE HEIMAT, Heft 1/1977)

Denkzeichen, im eigentlichen Sinne Denkmäler sogar für jüdisch-christliche Nachbarschaft haben hier und da die Zeit von Gewalt und Bedrängnis unbeschädigt überstanden: auf den Ehrenmälern für die Toten des Ersten Weltkriegs stehen in manchen Dörfern neben den Beck, Hirrle oder Kummer wie eh und je die Bernheimer, Nachmann und Levi. Es war der tragische Irrtum vieler, daß sie glaubten, wenigstens diese Nachbarschaft müsse auch für die Lebenden gelten. Sie ließen Chancen zur Emigration vergehen, weil sie Kriegsteilnehmer, Träger von Auszeichnungen, ja Kriegsbeschädigte waren; zu spät mußten sie erkennen, wie wenig sie mit dem «Dank des Vaterlandes» rechnen konnten. Die Gewalt machte nicht halt vor den Lebenden, sie ließ oft nicht einmal das Gedächtnis der Toten in Frieden. Auch die Inschrift des schönen Grabmals Friedrich

Adlers für die Weltkriegstoten auf dem Laupheimer Judenfriedhof wurde zerstört. –

Friedhöfe sind oft die einzigen Denkzeichen verlorener und doch nicht ganz aufgehobener Nachbarschaft. Hier spiegelt sich in den dichten Reihen der Grabsteine – von den alten, flachen, nur hebräisch beschrifteten Sandsteintafeln über die reicher verzierten und bald auch teils zusätzlich, teils vor allem deutsch beschrifteten, immer monumentaler werdenden Grabmäler mit modisch wechselndem Zierat die Geschichte jeder dieser Gemeinden. Da gibt es in Buttenhausen das Grab der 1935 gestorbenen Bluma Adler mit der Inschrift «Sie starb in Amerika. (Sie fand ihre letzte Ruhe) in der Heimat» – nun ist auch diese Inschrift schon wieder zum Teil unleserlich. – Oder die einzelnen Bestattungen aus jüngerer Zeit, bis in unsere Tage, die von fortwährender Bindung an die Heimat zeugen, von einer Bindung, die oft genug nur noch im Friedhof Anhalt und Ziel finden mag.

Eine neue Inschrift erinnert heute an dem von Friedrich Adler geschaffenen Ehrenmal auf dem Laupheimer Judenfriedhof daran, daß in den Jahren des Unheils und der Gewalt auch das Gedächtnis der im Kriege Gefallenen nicht ungestört blieb. (Foto: Rainer Kaßmann)



«Starb in Amerika. (Sie fand ihre letzte Ruhe) in der Heimat.» Grabinschrift auf dem jüdischen Friedhof in Buttenhausen aus dem Jahre 1935. (Foto: Rainer Kaßmann)

Jüdischem Glauben und Gebrauch entspricht es, daß Friedhöfe an die Natur zurückfallen, wenn keine Gemeinde mehr da ist, die hier ihre Toten bestattet, und kein Angehöriger mehr seine Steinchen als Zeichen des Gedenkens hier niederlegt oder auch nur in Gedanken sich hierher wendet. Nach und nach müßten so die meisten der hiesigen jüdischen Friedhöfe einem langsamen und leisen Vergehen anheimfallen – so vielleicht, wie man es vor Jahren noch im Schwarzwald bei Unterschwandorf beobachten konnte. 1879 war dort die letzte Jüdin

gestorben und beigesetzt worden; der Wald hatte den Friedhof mit seinem guten Dutzend Grabsteinen wieder überwuchert und überwachsen. Inzwischen ist das Vergehen aufgehalten. Der Platz ist von einem niedrigen Zaun umgeben; zwischen den schlichten Steinen ist der Boden freigehalten von Gestrüpp und Gesträuch, darüber bildet der aufgelichtete Bestand der alten Fichten und Tannen den Schirm eines Haines –.

In einem anderen Land könnte man streiten, ob dieser Eingriff angemessen war. Aber hier und uns wird es wohl niemals erlaubt sein, auch nur einen einzigen jüdischen Grabstein dem Verfall zu überlassen, weil es hier nämlich auch jene bedrängenden, bedrückenden Zeichen gibt, die so gut wie immer erst nachträglich gesetzt werden konnten, weil

nämlich damals niemand gewagt hätte, einen Stein zu hauen, zu beschriften und zu setzen: Das Grab des letzten Stuttgarter Rabbiners Dr. Josef Wochenmark, der 1943 den Freitod wählte, als er von seiner bevorstehenden Deportation erfuhr. (Seiner Frau mißlang der Selbstmordversuch, sie wurde nach Theresienstadt deportiert und starb 1944 in Auschwitz.) Oder die drei zu einem einzigen Grabmal gefügten Tafeln in Laupheim für die damals um die 80 Jahre alten Schwestern Therese, Jette und Sally Kirschbaum, deren Todesdaten angegeben werden: 11. 2. 1941, 12. 2. 1941, 13. 2. 1941. Oder all die Erinnerungstafeln, die an Angehörige erinnern, die ermordet wurden und – mit einem Wort Paul Celans – «ein Grab in den Lüften» gefunden haben. Und nicht zuletzt: Die Erinnerungszeichen, die auch

Der Judenfriedhof in Unterschwandorf im Schwarzwald. Fast hätte ihn die Natur des Waldes schon zurückgenommen. Inzwischen wurde er umgestaltet zu einem stillen Hain des Gedenkens. (Foto: W. L.)





Gedenkstein in der Ortsmitte von Buttenhausen. (Foto: Rainer Kaßmann)

hierzulande unmittelbar an die Vernichtung erinnern, und zwar dort, wo diese Vernichtung stattgefunden hat. So bekunden im Vorland der Schwäbischen Alb eine Reihe von Friedhöfen, daß es auch mitten unter uns Konzentrationslager gegeben hat, in denen Häftlinge verhungerten, an Krankheiten dahinsiechten, «auf der Flucht» erschossen, durch Arbeit zugrunde gerichtet wurden.

Einige dieser Friedhöfe und Gedenkstätten mahnen an das Schicksal namenloser Opfer. Von anderen weiß man, wer dort sein Grab gefunden hat. Auf dem KZ-Friedhof bei Schömberg findet sich auch ein Gedenkstein für die Juden, die hier ihr Grab gefunden haben. Dort lesen wir: «Bedenke oh Mensch wo / Du stehst! Hier liegen / heilige Opfer einer Zeit / des Unheils der Gewalt – / herrschaft und des / Rassenwahns in der / Menschen des Glaubens / wegen aus ihrer Heimat / verschleppt entrechtet / entwürdigt / und gepeinigt / dem Leben ent- / rissen auf die- / sem Totenfeld / die letzte / Stätte / gefunden haben /

Auf diesem mit Kreuzen / bedeckten Feld ruhen / auch viele Juden / Darunter 780 aus Wilna / zu viele sind es / um Namen zu nennen / doch wisse / Niemand / und / Nichts ist / vergessen»

DEN BRÜDERN
UND SCHWESTERN
DER JÜDISCHEN
GEMEINDE
BUTTENHAUSEN
DIE ALS OPFER
NATIONAL-
SOZIALISTISCHER
VERFOLGUNG
IHR LEBEN LASSEN
MUSSTEN
1933-1945

FRIEDA LEVI
LINA ROSENBERG
SOPHIE LEVI
ROSA LEVI
MORIZ U. ELSA LINDAUER
JULIUS LINDAUER
LOTTE LOEWENTHAL
MINA MARX-LOEWENTHAL
SALOMON U. JUULIE LOEWENTHAL
KARL LOEWENTHAL
HUGO U. GERDA LOEWENTHAL
INGE LOEWENTHAL
BERTHOLD U. DORA MAIER
JUULIE ALGE-MAIER
THEKLA FEINBERG
BERTA GOLDSCHMIDT
HERBERT U. CARRIE OETTINGER-RIEDLINGEN
KARL ROTHSCHILD
JOHANNA TANNHAUSER

Wenn nach Generationen für die Juden die Erinnerung verblaßt sein wird, wenn niemand mehr lebt, dessen Gedanken an diesen Ort, zu einem Grab gehen können: Für uns, denen Verfolgung und Mord einstmals jüdischer Nachbarn in unsere eigene Geschichte eingeschrieben ist, für uns darf es kein Vergessen geben. Vielleicht wird es einmal möglich sein, daß wir uns diesen unseligen Abschnitt unserer Geschichte ganz angeeignet haben.

Vielleicht werden wir dann einen solchen «guten Ort» – wie die Juden ihren Friedhof nennen – aufsuchen können auch in dem Gedenken an das Bekenntnis Martin Bubers, das er (nach: Maria Zelzer, Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden) ausgesprochen hat nach einem Religionsgespräch zwischen Juden und Christen am 14. Januar 1933 in Stuttgart: «Ich lebe nicht fern von der Stadt Worms, an die mich auch eine Tradition meiner Ahnen bindet; und ich fahre von Zeit zu Zeit hinüber. Wenn ich hinüberfahre, gehe ich immer zuerst zum Dom. Das ist eine sichtbar gewordene Harmonie der Glieder, eine Ganzheit, in der kein Teil aus der Vollkommenheit wankt. Ich umwandle schauend den Dom mit einer vollkommenen Freude. Dann gehe ich zum jüdischen Friedhof hinüber. Der besteht aus



«Niemand und nichts ist vergessen.» Niemand und nichts darf je vergessen sein! Gedenkstein auf dem KZ-Friedhof Schömburg im Vorland der Schwäbischen Alb. (Foto: Norbert Krüger)

schiefen, zerspellten, formlosen, richtungslosen Steinen. Ich stelle mich darein, blicke von diesem Friedhofgewirr zu der herrlichen Harmonie empor, und mir ist, als sähe ich von Israel zur Kirche auf. Da unten hat man nicht ein Quentchen Gestalt; man hat nur die Steine und die Asche unter den Steinen. Man hat die Asche, wenn sie sich auch noch so verflüchtigt hat. Man hat die Leiblichkeit der Menschen, die dazu geworden sind. Man hat sie. Ich habe sie. Ich habe sie nicht als Leiblichkeit im Raum dieses Planeten, aber als Leiblichkeit in meiner eigenen Erinnerung bis in die Tiefe der Geschichte, bis an den Sinai hin.

Ich habe dagestanden, war verbunden mit der Asche und quer durch sie mit den Urvätern. Das ist Erinnerung an das Geschehen mit Gott, die allen Juden gegeben ist. Davon kann mich die Vollkommenheit des christlichen Gottesraumes nicht abbringen, nichts kann mich abbringen von der Gotteszeit Israels.

Ich habe dagestanden und habe alles selber erfahren, mir ist all der Tod widerfahren; all die Asche, all die Zerspelltheit, all der lautlose Jammer ist mein; aber der Bund ist mir nicht aufgekündigt worden. Ich liege am Boden, hingestürzt wie diese Steine.

Aber aufgekündigt ist mir nicht. Der Dom ist, wie er ist. Der Friedhof ist, wie er ist. Aber aufgekündigt ist uns nicht worden.»

Anmerkungen und Literaturhinweise

Bei Vorstehendem handelt es sich um den überarbeiteten Text einer Sendung des Landesstudios Tübingen, die der Südwestfunk im Rahmen seines Schwerpunktprogramms «Begegnungen mit dem Judentum» am 20. April 1981 ausgestrahlt hat. Für eine vertiefende Beschäftigung mit diesem Kapitel der Landesgeschichte seien vor allem die Arbeiten von zwei Autoren empfohlen, denen auch der Verfasser dieses Textes dankbar verpflichtet ist:
 PAUL SAUER: Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern. Stuttgart 1966
 UTZ JEGGLE: Judendörfer in Württemberg. Tübingen 1969

Weitere Publikationen zum Thema (in Auswahl):

HERMANN FECHENBACH: Die letzten Mergentheimer Juden. Stuttgart 1972. – HEINZ KEIL: Dokumentation über die Verfolgungen der jüdischen Bürger von Ulm/Donau. Ulm 1961. – ERNST LÄMMELE: Die Gmünder Juden. Schwäbisch Gmünd 1979. – JOSEPH MOHN: Der Leidensweg unter dem Hakenkreuz. Bad Buchau 1970. – THEOBALD NEBEL: Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Talheim. Talheim 1963. – JULIUS SCHATZLE: Stationen zur Hölle. Frankfurt 1974. – MARIA SCHÜSSLER: Das Schicksal der jüdischen Bürger von Ludwigsburg während der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung. Ludwigsburg 1979. – LILLI ZAPF: Die Tübinger Juden. Tübingen 1974. – MARIA ZELZER: Weg und Schicksal der Stuttgarter Juden. Stuttgart 1964.

«Wie kann man dort leben!» sagen die Feinsinnigen unter meinen Freunden, wenn die Rede darauf kommt, daß ich in Sindelfingen wohne. Sie sind im Großstadtkern zu Hause oder in ländlicher Umgebung, sie schauen vom Fenster auf den See oder ins Milieu, sie hausen nicht immer behaglich, aber sie haben um sich Atmosphäre – zumindest nennen sie es so. Wenn sie an Sindelfingen vorbeifahren, im Zug oder auf der Autobahn, dann sehen sie verputzte Einfamilienhäuser zwischen viel Beton und Straßen, wie man sie sich in Los Angeles denkt. Grau, weiß und blau sind die beherrschenden Farben, Malerisches ist nicht auszumachen, selbst die Werksgebiete von IBM und Daimler-Benz wirken aufgeräumt. «Steril», sagen da die Feinsinnigen und treten vom Abteifenster zurück oder geben Gas. «Wie kann man dort leben!»

Als Frage ist der Satz interessant, und ich will versuchen, mich Sindelfingen auf Umwegen und vielleicht auch Irrwegen zu nähern, bis ich Antworten gefunden habe. Als Ausruf aber, hinter dem man Snobismus vermuten könnte, verdient er eine direkte Entgegnung:

Fast 55000 Menschen wohnen und leben in Sindelfingen – auf die feinsinnigen Unterschiede lasse ich mich nicht ein –, drei Jahre nach Kriegsende waren es nur 8500. Zehntausende hat es also in den letzten drei Jahrzehnten hierhergetrieben wie mich; und wenn wir darüber reden, sagen wir, es sei der Zufall gewesen. Bei näherem Hinsehen stellt sich heraus, daß der Zufall von Bedürfnissen gelenkt wurde: Wir suchten Arbeit und Verdienst, Schulen und ausreichenden Wohnraum, gute Luft und ein bißchen Wald in der Umgebung, Großstadtnähe und funktionierende Verkehrssysteme. Keine Annehmlichkeiten, sondern das, was der Mensch nötig hat. In Sindelfingen bekommt er es.

Anderswo bekommt der Mensch das Nötige nicht und kann dennoch leben. Zum Beispiel in den Benz-Baracken in Mannheim, wo an einer Fassade seit 1977, dem 50. Jubiläum der Obdachlosensiedlung, geschrieben steht: «Wir fordern: Familienfreundliche Wohnungen für alle.» Die rote Farbe wird langsam bleich. Immer noch leben hier in drei Zimmern sieben Personen, die Mutter beruhigt das jüngste Kind, während drei Arbeitslose ums Bier streiten und zwei Kinder die Sonderschule schwänzen. Die Straße heißt übrigens «Frohe Zuversicht». Oder in Berlin-Kreuzberg, acht Schlafstellen in zwei Zimmern, Toilette im Zwischenstock, Spülbecken

als Waschgelegenheit; und wenn bei elektrischem Licht auf dem Elektroherd gekocht wird, brennen die Sicherungen durch. Auch so wird in diesem Land noch gewohnt und gelebt, und kaum einer fragt, wie man das kann.

In Sindelfingen lebt sich's, zum Vergleich, gut. Es ist eine reiche Stadt, keine Stadt der Reichen. Sie hat die höchste Steuerkraft in Baden-Württemberg, ihre Einwohner verfügen über die höchste Kaufkraft und das höchste Durchschnittseinkommen im Musterländle. Sindelfingen hat auch die höchste Ausländerquote – fast 20 Prozent der Bewohner kommen aus fernen Ländern von Ägypten bis Zypern, die meisten aus der Türkei –, und die Gastarbeiter leben hier nicht im Slum. Unter dem guten Stern wurde ihnen eine eigene Siedlung zur Verfügung gestellt, die Stadt veranstaltet ihnen «Tage des ausländischen Mitbürgers» und lädt dabei zu Foto-, Mal- und Zeichenwettbewerben ein. Die Lebensmöglichkeit der Bürger, so steht es in einer städtischen Schrift, wird in Sindelfingen zu einer optimalen Blüte geführt.

Das ist nun schon eine merkwürdige Antwort auf die Frage, wie man in Sindelfingen leben kann. Die optimale Blüte der Lebensmöglichkeit scheint mir eine geistige und sprachliche Verwandte der Lebensqualität zu sein – wer erinnert sich nicht an das Kribbeln in der Magengegend, als man das Wort zum ersten Mal aus Politikermund hörte? Es klang so verheißungsvoll – und heute weiß immer noch keiner genau, was damit gemeint ist.

Da will ich lieber nach Beispielen suchen, die zeigen, daß Sindelfinger Bürger Spaß am Leben haben. Nach öffentlichen Beispielen natürlich, denn in die Wohnstuben schauen kann keiner. Sofort fällt mir das Freibad ein, vormittags, im Frühling, im Herbst und an kühlen Sommertagen. Bei Regen und unfreundlichen Temperaturen kommen da einander vertraute Gestalten über die asphaltierten Wege zwischen dem Rasen, nicken sich zu, wechseln ein paar anerkennende Worte und schwimmen dann nebeneinander, aber nicht miteinander, schon gar nicht gegeneinander ihre Bahnen. Man ist für sich und dennoch ganz locker miteinander verbunden, und durch diese Verbundenheit zieht sich auch ein Faden, den man im Rathaus wohl Bürgersinn nennen würde. Keiner dieser frühen Badegäste tritt in Schuhen auf den Rasen, jeder duscht, bevor er ins Becken steigt, die Umkleieräume vor den Toiletten sind hinterher nicht schmutziger als häusliche Ba-



dezimmer – denn, das sagen und das zeigen die Besucher, das ist doch unser Freibad, das halten wir in Ordnung, wir sind ja froh, daß wir unser Freibad haben. Zu späterer Tageszeit und vor allem, wenn

die Sonne scheint, entfremdet sich dann unser Freibad, es wird Teil des Badezentrums, das vom Württembergischen Schwimmverband als «vorbildliche Schwimmstätteneinrichtung» ausgezeichnet wurde

und mit seinen Besucherzahlen Rekorde schlägt. Dann ist es eine Attraktion der reichen Stadt, die neben Einkaufsparadies und Jeansladen im Werbefunk angepriesen wird. Aber, um auf die regnerischen, kühlen Vormittage zurückzukommen – immer wenn ich in Hamburg keuchende Mittdreißiger und flachbrüstige Mädchen um die Außenalster joggen sehe, von Autoabgasen umweht und vom Verkehrslärm begleitet, fallen mir die knackig-braunen Rentner und Hausfrauen am Sindelfinger Beckenrand ein, und es ist gar keine Frage, wer da mehr Spaß am Leben hat.

Natürlich wird auch in Sindelfingen gejoggt; auf dem Trimpfad im Wald, der sinnigerweise am Krankenhaus anfängt und endet, rüsten sich Programmierer und andere auf für den nächsten Arbeitstag. Als der Parcours, der trotz dieser Bezeichnung für Menschen und nicht für Pferde angelegt wurde, noch neu war, konnte man sich hier öfter über eine Dame freuen, die auf hochhackigen Schuhen und im Popelinemantel Kniebeugen machte. «Das ist Sport für jedermann, oder?» rief sie den Läufern nach, die lachend an ihr vorbeirannten. Seit

Jahren ist sie nicht mehr gesehen worden, und übrigens joggt man inzwischen auch kaum mehr in Jeans, es gibt besondere Anzüge dafür, die neuesten sind lila und orange. Wer einfach so im Wald spazieren gehen will, tut gut daran, in den späten Nachmittagsstunden die Gegend um den Trimpfad zu meiden, er kommt sich sonst zu auffällig vor.

Überhaupt dieser Wald zwischen Autobahn und der L 1188, die nach Leonberg führt! Auf dem Stadtplan sieht man, daß die Gewanne wunderbare Namen tragen: Hirschbuckel und Freßberg heißen sie, Seehau und Diebskarren, am besten gefällt mir der Bauerenlatz. Für den Spaziergänger aber ist es ein entsetzlich aufgeräumter Wald mit Tierlehrpfad und vielen Hinweisschildern: Hier geht's zum Skihang und dort zum Waldheim der Arbeiterwohlfahrt; am einen Rundweg tragen die Bäume blaue Tupfer und am anderen rote, überall stehen Bänke an asphaltierten Wegen, und wer quer durchs Gelände läuft, dem zeigen Zäune, daß er das nicht soll. Sonntags zwischen Mittagsschlaf und Kaffeestunde durchschreiten die Sindelfinger der mittleren Jahrgänge rudelweise diesen Wald, die Herren tragen dann





gern Kordeln am Hut und die Damen ein Nerzstückchen am Mantelkragen, und wenn man sie insgesamt betrachtet, könnte man meinen, mit diesen Kennzeichen wollten sie sagen: «Wir haben alles bezahlt und wohnen im Eigenen.» Das ist vielleicht unrichtig, aber so sehen sie aus.

An Werktagen ist der Wald voller Abenteuer, allein-spazierende Frauen, aber auch welche, die von Kleinkindern begleitet waren, können davon erzählen: Ihnen näherten sich allein-spazierende Männer mit befremdlicher Vertraulichkeit, manchmal auch gleich mit der geöffneten Brieftasche. Manche Frauen versuchten das Mißverständnis zu klären, andere schrien um Hilfe oder liefen davon, hinter-

her jedenfalls war allen klar, daß sie sich ahnungslos in die Nähe des gut frequentierten Sindelfinger/Böblinger Autostrichs begeben hatten. Dieses Gewerbezentrum wird im Umkreis der amerikanischen Kaserne häufig verlegt, und weil Unbeteiligte nie wissen, wann wohin, geht man in Sindelfingen werktags besser nur am Waldrand spazieren. Auch da gibt es Bänke und hübsche Wege, an den Villen der leitenden Angestellten von Krankenhaus und IBM vorbei, und neben der Natur genießt man einen Blick auf noch schöneres Wohnen.

Übrigens zeigt sich Sindelfingen von diesem nord-östlichen Höhenweg am Waldrand aus von einer seiner reizvollsten Seiten. Langgestreckt liegt die

Stadt im Tal, und wer sich nicht am Gewerbeviertel mit seinen vier klotzigen, dick nummerierten «Häusern der Konfektion» und den anderen Betonkästen festsieht, erkennt, daß die Stadt einmal ein schönes Bild hatte mit ihren roten Ziegeldächern und den Kirchtürmen, von denen einer zur romanischen Martinskirche gehört, einem Bauwerk, an dem Bürgerstolz sich freuen kann. Der Stadtkern läßt sich noch ausmachen mit seinen fünfhundert Jahre alten Fachwerkhäusern, die, es steht schon fest, erhalten bleiben sollen. Nach Westen zu verschwimmen geduckte Häuser in der Ebene des Strohgäus; und vor allem gegen Abend löst sich das alles in sanften Farben auf, rote Dächer, grüne Einsprengsel überall, der freundliche Hügel vom Herrenwäldle und dann das Graugelb der Ebene; man weiß, auch der Schwarzwald ist nicht weit. Die vereinzelt Hochhäuser im Stadtgebiet stören von hier aus nicht weiter. Im einen wird IBM-Nachwuchs ausgebildet, ein anderes hohes Wohnhaus gehört dem Daimler.

Nur als Nebenbemerkung: Sindelfinger Leser nahmen schmunzelnd zur Kenntnis, daß ein Autor, der sich zweifellos dem Volk verbunden fühlt, in einem seiner Romane von einem Mann schrieb, der «bei Mercedes arbeitet». Am nahen Bodensee müßte man eigentlich wissen, daß es das in Deutschland nicht gibt. In Mannheim schafft man «beim Benz», in Untertürkheim und Sindelfingen «beim Daimler». Einem Lokalwitz zufolge stürzen in Sindelfingen viele Häuser ein, wenn man ruft: «Alles weg, was dem Daimler gehört.» Zum Daimler gehören viele Sindelfinger, und sie sind darauf ebenso stolz wie auf ihre Zugehörigkeit zur Gewerkschaft. Wer beim Daimler schafft, fühlt sich aus ungeklärten Gründen den Parvenüs von der IBM überlegen. Doch als die Ringstraße in Sindelfingen in Hanns-Martin-Schleyer-Straße umbenannt wurde, sagten viele, die zum Daimler gehören: «Also, i woiß net recht.» Allgemein heißen die Straßen in dieser Stadt nach Bäumen, nach Vögeln, nach Musikern, Malern und geographischen Bezeichnungen.

Der Daimler prägt die Stadt in vielfältiger Beziehung. Überdurchschnittlich viele Autos, die hier parken, tragen den Stern – man fährt Jahreswagen. Und ein teurer Jahreswagen, den man nach zwölf Monaten ohne Verlust verkauft, ist kein Luxus; ihn zu fahren, empfiehlt die praktische Vernunft. Die gleiche Instanz rät dem Facharbeiter im bisher stets krisenfesten Werk, sich so bald wie möglich ein Grundstück zu kaufen und darauf ein Eigenheim zu bauen. Nichts Auffälliges – etwas Solides, so, wie's der Nachbar auch hat. Und so reiht sich in manchen Außenbezirken Einfamilienhaus mit Gärtchen an Einfamilienhaus mit Gärtchen – vernünftig, prak-

tisch und fürs Auge so kurzweilig wie Maschendraht. In andere Außenbezirke haben die Baugesellschaften ihre Beispiele praktischer Vernunft gesetzt – und hier wird nicht das Thema gewechselt, auch sie kreisen um den Stern und sind ihm personell und finanziell verbunden –, Hochhausklötze von atemberaubender Eintönigkeit, in denen praktischerweise viele Menschen auf vernünftig geringer Grundfläche wohnen können.

Der Daimler als Begriff steht für solide Wohlhabenheit. Die IBM – nur Unkundige sprechen von der Ai Bi Em – hat dagegen etwas Neureiches, auch Schickes; und an ihrer Progressivität ist manches, wovon man noch nicht weiß, wohin's führt. Die Sindelfinger Schulabgänger wissen, daß man bei der IBM mehr Geld verdienen kann als beim Daimler. Sie wissen aber auch, daß man mit einer Lehre als technischer Zeichner beim Daimler hinterher überall unterkommt, während die verkürzte Lehrzeit bei der IBM von anderen Firmen nicht anerkannt wird. Außerdem sagen alteingesessene Sindelfinger Eltern oder entsprechend angepaßte: «Willst du riechen wie ein IBMer?» Denn die riechen, sagt man hier, alle gleich. Das stimmt natürlich nicht. Sie riechen höchstens alle gleich teuer. Und sie haben auch nicht alle das gleiche Aktenköfferchen mit dem Stahlrahmen. Wenn einer eine echt antike Dokortasche hat, möglichst mit Zertifikat, dann nimmt er die auch mit in die Konferenz. Die IBM trägt zwar zur Finanzkraft der Stadt bei und zu ihrer guten Arbeitsstruktur, aber sie bleibt bei dem Bevölkerungsteil, der nichts mit ihr zu tun hat, ein wenig suspekt. Das kommt wohl auch daher, daß die IBMer, wenn sie wollen, ihre Freizeit ganz unter sich verbringen können – auf IBM-Tennisplätzen, in IBM-Kegelklubs, in diesen und jenen firmenverbundenen Zirkeln, in denen, und das ist natürlich wieder eine Bosheit aus dem anderen Lager, neben der Erholung auch die Arbeitsmotivation kräftig gepflegt wird.

Daß die IBM trotz der möglichen oder vermeintlichen Isolierung ihrer Angestellten eine wichtige Rolle in der Stadt spielt, läßt sich an den Straßen ablesen – von jeder wichtigen Verkehrsverbindung führt ein kurzer Weg, schwarz auf weiß beschildert, zu einem Haus der IBM, deren Initialen man nach einem arabischen Witz auch so deuten kann: In-schallah – Bukra – Malesch: Wie Gott will – morgen – alles egal.

Weitere – und breitere – Straßen haben auch die anderen Firmen verlangt, die sich hier niederließen, Bauunternehmen und Metallgießereien, Textilzentren und das Einkaufsparadies zwischen Stadt und Wiese, das sich einzigartig in Europa nennt. Und so



gehen die Sindelfinger, die am Sonntagnachmittag nicht in ihren aufgeräumten Wald wollen, zwischen Autobahnen und Zufahrtsstraßen spazieren und sehen ein, daß solche Verkehrswege praktisch und vernünftig sind.

Ob die Stadt mit ihren Lebens- und Arbeitsmöglichkeiten Menschen von praktischer Vernunft anzieht oder ob sie ihnen diese Qualität vermittelt, darüber möchte ich nicht spekulieren. Jedenfalls habe ich noch nie von einem Protest gegen diese praktisch breiten Straßen, gegen diese vernünftige Bebauung

gehört. Noch nie hat hier ein Sprechchor gerufen, er wolle mehr Schönheit, mehr Phantasie, mehr Anheimeliges im Stadtbild. Es gab eine Bürgerbewegung zur Rettung der Altstadt, aber die war im Zug der Zeit auch eher vernünftig. Immerhin war ihre Einsicht ins Nötige nicht so ausschließlich gegenwartsbezogen wie die der Häuser- und der Straßenbauer, sie schloß die Vergangenheit mit ein. Von der Zukunft, die weiter reicht als die nächste Generation, sprechen eigentlich nur die Umweltschützer mit ihren leisen Stimmen. Sie warnen davor, wei-

tere Frischluftschneisen zuzubauen, die angemessene Verdichtung der Wohngebiete, so drücken sie sich aus, zu überziehen.

Dagegen kann die Stadt einwenden, daß sie die verdichteten Wohngebiete immer gleich auch verschönert. Ein sinnfälliges Beispiel dafür ist der Goldberg. Vor zehn Jahren noch gab es in diesem Stadtteil Wiesen mit Bäumen, einen Bach und einen natürlichen See. Das alles war nicht fein gepflegt, es war wie auf dem Lande. Für die Kinder waren es Bäume zum Klettern, Wiesen zum Spielen, ein Teich zum Schlittschuhlaufen und ein Bach zum Waten, in dem man noch dazu Kaulquappen fand. Es war ein wunderbares Land der Abenteuer, mit dem kein ausgedachter, vorfabrizierter Spielplatz wetteifern konnte. Als der Goldberg immer mehr von Gewerbeflächen eingekreist wurde, die sich zum größten zusammenhängenden Gewerbegebiet innerhalb des ganzen Nachbarschaftsverbandes Stuttgart ausgewachsen, hat die Stadt das übriggebliebene Grün zivilisiert. Heute sind hier Grünanlagen mit Kleingärten, Feuerstellen, Spielplätzen, einem Café mit Seeterrasse und gegliederten Wasserflächen. Die Kinder spielen auf den dafür vorgesehenen Quadratmetern, gehen sittsam an den Zäunen der Kleingärten vorbei, dürfen im Café eine Limo trinken und am See die Enten füttern. Von Schlittschuhlaufen und Klettern und Kaulquappenfangen ist keine Rede mehr. Die Vogelvolieren in dieser preisgekrönten Freizeitanlage nennen manche Kinder das Vogel-KZ, weil da alle Tiere eingesperrt sind. Die Eltern erschrecken dann und erklären, warum man das nicht sagen darf.

An warmen Tagen sitzen am See viele Menschen nahe beieinander auf geschmackvoll entworfenen Bänken. Häufig kommt ein Junge vorbei, der auffällt. Seine Kleidung ist zwar sauber und ganz, aber sie scheint ihm nicht zu passen, und er ist entweder zu dick oder zu dünn angezogen. Er setzt sich zu irgendeinem, der ihm gefällt, und fragt: «Hilfst du mir rechnen? Und dann denken? Wir könnten zusammen was denken – denken ist schön.» Aber der Junge denkt anders als die, die er fragt, und darum wird nichts draus. Der Junge wird jedoch fast immer freundlich behandelt, und wenn er weitergeht, dann geht er, weil er es so will. Daraus ist nichts zu schließen. In einem Hochhaus nicht weit von dem reizenden See schreit nachts zuweilen eine Frau in einer fremden Sprache aus Träumen heraus, die sie keinem erklären kann. Hausbewohner rufen dann die Polizei, auch das Gesundheitsamt wurde schon alarmiert. Eigentlich muß man Mitleid mit ihr haben, sagen die Hausbewohner, aber man hat doch auch sein Recht auf Ruhe.

In der Sindelfinger Chronik wird aus dem Jahr 1665 berichtet, daß die Frau des Bauern Hans Glaser beinahe in einen Hexenprozeß verwickelt worden wäre, als ein Kind an dem Genuß eines Stück Brotes mit Gsälz gestorben war. Die Mutter des Kindes hatte behauptet, die Frau Glaser habe dem Kind etwas «beigebracht».

Daraus sind keine Zusammenhänge zu konstruieren. Man kann nur darüber nachdenken, wie wenig sich die Reaktionen der Menschen in über dreihundert Jahren verändert haben. Wenn scheinbar Unerklärliches sie ängstigt, rufen sie nach Obrigkeit und Amt. Mit Sindelfingen hat das nur wenig zu tun, auch wenn man bei Gängen aus der verwinkelten Altstadt in die überschaubaren Außenbezirke meint, Wechselwirkungen zwischen Stadtarchitektur und menschlichem Verhalten auf der Spur zu sein.

Sindelfinger verhalten sich, soweit man verallgemeinern kann, unauffällig. Manchmal gibt es im Jugendhaus Krawall, aber die da randalieren, sind drei Jahre später weg aus der Stadt oder verkaufen in einer Boutique Kunstgewerbe mit großen Gewinnspannen. Ende der sechziger Jahre, als anderswo die Studenten auf die Straße gingen, hielt im traditionsreichen humanistischen Gymnasium ein schöner Junge mit schwarzem Haar eine Abiturientenrede, bei der es manche Zuhörer fröstelte. Hinterher beglückwünschten dennoch viele die Mutter zur Formulierungskunst des Sohnes, und der Direktor wies darauf hin, daß der Junge diese Kunst immerhin auf dem gerade geschmähten Gymnasium gelernt habe. Das wirkte beruhigend. Der Junge ist heute Mathematiker und vergißt nie, höflich die zu grüßen, die er von damals her kennt. Man sieht ihn manchmal bei Konzerten oder bei Vernissagen in der städtischen Galerie.

So lebt man in Sindelfingen in mäßigendem Abstand vom Zeitgeist wie überall in deutschen Ballungsräumen. Über Rathaus und Sporthalle steht nicht mehr der trauliche Mief von Krähwinkel, doch wenn ein allzu frischer Wind durchs Land weht, bricht er sich an glatten Betonwänden. Dahinter wird hart gearbeitet, damit der Wohlstand erhalten bleibt und die Leuchtreklame in der Nacht nicht erlischt.

Anmerkung

Diesen Essay hat die Autorin für die Sendung PRISMA des Südwestfunk-Landesstudios Tübingen geschrieben. Die bildlichen Ergänzungen und Einladungen zu weiteren «Umgehungen» hat Manfred Grohe beigezeichnet; seine beiden Luftbilder wurden freigegeben vom Regierungspräsidium Tübingen unter Nr. 42/1673 und Nr. 42/1646.

Im Frühling des Jahres 1778 – der Tag ist nicht mehr zu bestimmen, aber jedenfalls war es ein Sonntag und die Wälder um Stuttgart waren schon grün – wurde ein Trupp Karlsschüler aus der Akademie hinaus- und spazierengeführt. Das geschah in der Ordnung, außerhalb derer nichts geschehen durfte, unter der Aufsicht eines begleitenden Offiziers. In Reihen zu zwei und zwei schritten die uniformierten Jünglinge aufrecht einher; sie hatten jedermann zu grüßen; ein Gespräch anzuknüpfen war jedoch untersagt, und wenn einem der eigene Vater begegnete. Und doch sollte auf diesem Spaziergang sehr Unordentliches, höchst Außergewöhnliches geschehen. Gegen die Ordnung war bereits, daß der Eleve Schiller in seinen stahlblauen Rock Blätter beschriebenen Papiers eingeschoben hatte. Eine schwere Ordnungswidrigkeit ereignete sich jedoch, als dieser selbe Schiller sich im Bopserwald seitab drückte und fünf weitere Eleven, geheimer Abrede gemäß, ihm folgten. Der ärgsten Disziplinwidrigkeit machte sich der diensttuende Offizier schuldig, der offenbar vom Vorhaben der Jünglinge vertraulich in Kenntnis gesetzt worden war und es stillschweigend, zur Seite schauend geschehen ließ, daß sich das Sextett seitwärts in die Büsche schlug.

Die jungen Leute waren ihrer auf Stunden bemessenen Freiheit froh, lachten und schlugen einander auf die Schulter, als sie sich außer Hörweite glauben durften; hielten bald an und gruppierten sich unter einer starken und hohen Forche. Schiller, von dem sie wußten, daß er seit Jahr und Tag an einem «Die Räuber» betitelten Drama schrieb, wollte daraus vorlesen. Das tat er, zur Begeisterung der fünf Zuhörer (und besonders des exaltierten Dichters). Fünf Zuhörer: Hoven, Schlotterbeck, Heideloff, Kapf, Dannecker. Fünf in der gleichen Uniform, dem Frost und dem Licht der gleichen Erziehung ausgesetzt, fünf junge Menschen verschiedener Herkunft und unterschiedlicher Lebensbestimmung. Wir wollen ihre merkwürdigen Lebensläufe skizzieren.

Hoven

Friedrich Wilhelm von Hoven stammte aus dem kleinen landsässigen Adel; Bönningheim war der Sitz der Familie. Der Vater war württembergischer Offizier, die Mutter eine Försterstochter von Zavelstein. Der Vater wird im gleichen Jahr nach Ludwigsburg versetzt wie der Vater Schiller, bisher Werbeoffizier in Gmünd. Siebenjährig werden Fritz Hoven und

Fritz Schiller Spielgefährten, vertraute Freunde, besuchen miteinander die Lateinschule, wohnen im gleichen Haus, in der Cotta'schen Druckerei; am Haus zieht die Poststraße vom Rhein zur Donau vorbei, jenseits liegt der große Exerzierplatz.

Nach fünf Jahren wird Fritz Hovens jüngerer Bruder August, ein Kind noch, auf Befehl des Herzogs der neu gegründeten militärischen Pflanzschule auf der Solitude übergeben. Als die Familie von ihm Abschied nimmt, fällt auch der Ältere dem Herzog auf; Carl Eugen setzt es durch, daß auch er in die neue Anstalt einrücken muß. Alle Vorstellungen des Vaters, dieser Sohn sei für die geistliche Laufbahn bestimmt, helfen nichts – akkurat dasselbe spielt sich eineinhalb Jahre später ab, als Fritz Schiller auf die Karlsschule muß. Da war ihm freilich das Wiedersehen mit den Hoven ein starker Trost. Die Brüder gehören auf der alsbald nach Stuttgart verlegten Akademie zu Schillers engstem Freundeskreis. August Hovens Tod schließt Schiller noch enger an den Überlebenden an. Gemeinsam studieren sie Medizin und Philosophie, miteinander begeistern sie sich an den Werken der Dichter, wobei Schiller für sich Klopstock und Shakespeare entdeckt, Hoven Balladen, den «Vikar von Wakfield», Wielands galante Romane vorzieht.

Ein Jahr früher als Schiller beendet Hoven das Studium und läßt sich in Ludwigsburg nieder, wo sein Vater dem Militärwaisenhaus vorsteht. Er verkehrt auf der Festung Hohenasperg, befreundet sich mit dem Kommandanten Rieger, arrangiert das merkwürdige Zusammentreffen Schillers mit dem gefangenen Schubart. Hoven macht an der inzwischen zur Universität erhobenen Akademie seinen Doktor, heiratet, sitzt in Ludwigsburg als ein angesehener Mann und gesuchter Arzt.

Im Spätsommer 1793 reist Schiller mit seiner hochschwangeren Frau noch einmal nach Schwaben und entschließt sich nach einem Aufenthalt in Heilbronn zu Hovens heller Freude für einen Aufenthalt in Ludwigsburg. Schon nach wenigen Tagen kommt Schillers erstes Kind, Karl, unter Hovens Assistenz zur Welt. Das halbe Jahr, das Schiller in Ludwigsburg zubringt, ist Hoven, ungeachtet vertiefter Verschiedenheiten der Jugendfreunde, sein engster täglicher Umgang, sein Begleiter bei allen Ausflügen – was sich bei des Dichters wankendem Befinden öfters als nützlich erweist.

Als Schiller sich dann endgültig für Sachsen-Weimar entschieden hat, gehen bis zu seinem Tode im

Jahr 1805 Briefe zwischen den beiden hin und her. Der Freund sorgt dafür, daß Hovens medizinische Arbeiten gedruckt werden. Pläne für eine Professur in Jena, eine Hofarztstelle in Weimar werden erörtert, aber nicht verwirklicht, so wenig, wie sich auf Petersburg oder Dorpat gerichtete Erwartungen erfüllen. Doch erhält Hoven auf Schellings Betreiben eine Professur in Würzburg. Mit Schillers Tod ist ein Licht in Hovens Leben erloschen – *Was ich an ihm verlor, werde ich tief fühlen, solange ich lebe . . .* Es ist, als ob damit Hovens Altersjahre begonnen hätten. Der Protestant hält es am Bischofssitz Würzburg nicht lange aus. Er zieht nach Nürnberg. Franziska von Hohenheim konsultiert ihn, als sie kurz vor ihrem Tode hier auf der Durchreise halt macht – die beiden schwelgen in Erinnerungen an die unvergessenen Zeiten des Herzogs Karl.

Hoven ist alt geworden, im neuen Königreich Bayern als Arzt und Gelehrter anerkannt und geehrt. In den letzten Lebensjahren, vereinsamt und müde, setzt er sich in das kleine Nördlingen, wo seine Tochter mit dem Postmeister verheiratet ist. Auf seinem Grabstein stehen die Worte: *Er war groß als Arzt, größer als Mensch.*

Schlotterbeck

Christian Jakob Schlotterbeck wurde in Böblingen als Sohn eines Maurers geboren. Er ist erst ziemlich spät auf die Akademie gekommen, mit sechzehn oder siebzehn Jahren, aus eigenem Entschluß, den er sorgfältig ausgeheckt hat und in die Tat umsetzt: Er paßt an der Chaussee, die Carl Eugen häufig zu reiten pflegte, seinen Landesvater ab, tritt vor und präsentiert ihm mit einer lateinischen Ansprache ein sauber gepinseltes Bildchen «Hirsch in dichtem Baumschatten». Der Junge hat richtig gerechnet. Carl Eugen, belustigt und wohlwollend, nimmt ihn sozusagen von der Straße weg in seine Schule auf. Das war im Frühjahr 1774. Wir wissen wenig über Schlotterbecks Verhältnis zu Schiller. Wäre er nicht in dessen Freundeskreis wohlgekommen gewesen, hätte er nicht zu der kleinen Gesellschaft im Bopserwald gehört. Schlotterbecks Geschick als Zeichner und Kupferstecher wird den jungen Dichter interessiert haben, der seine «Räuber» im Geist schon gedruckt und mit schönen Vignetten verziert sah. Nach sechs oder sieben Akademiejahren wird Schlotterbeck in der hauseigenen Kupferstecher- und Kupferdruckanstalt der hohen Schule angestellt; mit einem bescheidenen Jahresgehalt und einem Anteil am Verkaufswert jeder gestochenen Platte. Das wäre angegangen, wenn die Akademie Bestand gehabt hätte; aber bekanntlich hat sie den

Tod ihres Gründers und Protektors nur um wenige Monate überlebt. Schlotterbeck sitzt auf dem Trockenen. Was nützt ihm nun der schöne Titel eines Hofkupferstechers, mit dem er abgespeist wird? Es kommen kriegerische Zeiten, die Leute sparen, und an der Kunst zuerst. Dreißigjährig zieht der tüchtige, aber glücklose Mann mit seiner Familie in die Heimatstadt Böblingen, wo ihm die Herrschaft aus Gnade und Mitleid den Posten eines Schloßkastellans verschafft, damit er nicht verhungert. Verhungert ist er nicht, aber im Alter von 54 Jahren grämlich gestorben. Ein gutes Korn war zwischen die Dornen gefallen.

Heideloff

Kurfürst Georg von Hannover, nachmals König von England, hatte einen illegitimen Sohn, Joseph von Heideloff, der es in Bonn und Mainz zum Maler und Hofbildhauer brachte; der wurde der Stammvater einer ansehnlichen Künstlerfamilie. Einer daraus, Karl Heideloff – das Adelsprädikat blieb auf den Sproß des hohen Herrn beschränkt – kam als Maler und Vergolder nach Stuttgart und war bei der Einrichtung der Pflanzschule auf der Solitude beschäftigt. Sein Sohn Viktor wurde mit vierzehn Jahren in das Institut aufgenommen. Er hat offenbar zu denen gehört, die unter dem Zwang der Karlsschule nur wenig gelitten haben. Hier wird sein starkes bildnerisches Talent entwickelt. Er erwirbt mehrere Jahre hintereinander Preise im Zeichnen und Malen. Noch vor seiner Entlassung wirkt er bei der Arbeit am Deckengemälde im Speisesaal der Akademie mit. Heideloff verdanken wir die Skizze von der «Räuber»-Lesung im Bopserwald; er hat sich selbstbewußt in die Mitte gerückt, sozusagen auf den ersten Platz neben dem Dichter. Aber: *Eitelkeit führt nicht notwendig auch zur Unwahrheit*, bemerkt der vortreffliche alte Biograph Julius Hartmann dazu. Wahrscheinlich hat Heideloff, der schon die ersten Erfahrungen in der Theatermalerei gesammelt hatte, einigen Einfluß auf die Gestaltung der «Räuber» gehabt; zum mindesten hatte Schiller in ihm einen urteilsfähigen Bewunderer.

Heideloff wird im Alter von 25 Jahren zum Hof-Theatermaler ernannt und zur weiteren Ausbildung nach Paris und Rom geschickt. Von dort kehrt er als Anhänger der klassizistischen – als der «vernünftigen» – Kunstrichtung zurück. Sein weiterer Berufsweg führt ihn wieder in die Nähe Schillers; und nachdem Goethe 1797 in Stuttgart Thouret für den Umbau des Weimarer Residenzschlosses gewonnen hatte, wird auch Heideloff für diese Arbeiten herangezogen. Aber hier in Weimar vollzieht sich das

Trauerspiel seines Lebens: der Maler beginnt zu erblinden. Unfähig, weiter zu arbeiten, kehrt er nach Stuttgart zurück und findet in dem nunmehr regierenden Friedrich einen ungnädigen Herrn. Dem Künstler, der nicht mehr brauchbar ist, werden seine Einkünfte gestrichen. Blind und arm stirbt er im Alter von sechzig Jahren. – Die farbige kleine Welt Carl Eugens ist uns durch Heideloff in schönen und präzisen Blättern überliefert: die Jagd am Bärensee; die Ansichten zu Rapps Beschreibung der Gärten von Hohenheim. Ein Künstlerleben, nicht von großer Art, aber kräftig, frisch beschwingt, versinkt in Dunkelheit und Untätigkeit.

Kapf

Der Eleve Kapf war zwischen Iller und Lech daheim, im katholischen Oberschwaben; das bezeugen schon seine Vornamen: Franz Joseph Ernestus Antonius Emerentius Maria – eine Litanei von barokkem Klang. Die Mutter war eine Bürgermeistertochter von Mindelheim, der Vater Rittmeister bei den Schwäbischen Kreistruppen. Da der Herzog von Württemberg neben dem Bischof von Konstanz dem Schwäbischen Kreis vorstand (die Reichskreise waren unter Kaiser Maximilian I. eingerichtet worden), mag der Junge vom Oberland in die Stuttgarter hohe Schule geraten sein.

Er ist schon fünfzehn, als er Karlsschüler wird, kräftig, gescheit und wahrscheinlich ein ausgewachsener Flegel. Carl Eugen hatte bekanntlich den mehr seiner Neugierde als höherer Pädagogik entsprungenen Einfall, die Eleven Charakterbilder ihrer Kameraden schreiben zu lassen, und da kommt Kapf bei Schiller nicht gut weg – freilich sind diese Urteile mit Zurückhaltung zu bewerten, denn gelegentlich wurde dieser allerhöchste Befehl wie ein Bierulk behandelt. Ein guter Schüler ist dieser Kapf. Er wird zum Offizier ausgebildet, holt sich Jahr um Jahr Preise in theoretischen Fächern wie im Reiten und Fechten. Der künftige Soldat und der junge Dichter haben sich im Lauf der Jahre gut verstanden. Das zeigt nicht nur Kapfs Anwesenheit bei der Lesung im Bopserwald. Schiller und Kapf werden am gleichen Tag, dem 15. Dezember 1780, aus der Akademie entlassen; Schiller als Regimentsarzt in dem miserablen Regiment Augé, Kapf als Leutnant im Regiment Gablenz. Und sie beziehen ein gemeinsames Quartier bei der Hauptmannswitwe Vischerin (von Schiller als «Laura» angehimmelt), wo sie miteinander eine burschikose Junggesellenwirtschaft führen und ihr Zimmer zu einer wahren Räuberhöhle machen – obwohl jeder der jungen Herren einen Burschen zu seiner Verfügung hatte, der hätte aufräu-

men können. Kapf ist neben Scharffenstein und Petersen Schillers vertrautester Umgang, solange er es in Stuttgart aushält.

Kapf wird Lehrer der Militärwissenschaft an der Akademie, ein Zeichen, daß er über den Offiziersdurchschnitt herausragte. Es folgt langweiliger Garnisondienst auf der Festung Hohenasperg; ein wenig erheitert wird er durch den Umgang mit dem armen Schubart, der noch immer dort gefangen sitzt, mit Klavierunterricht, Geburtstagsgedichten und Trinken seine Tage so dahin lebt und dankbar ist für jeden gebildeten Gesprächspartner.

Im Jahr 1787 kommt mächtige Bewegung in dieses gezügelte Soldatenleben. Der Herzog hat ein Regiment an die Niederländisch-Ostindische Compagnie verkauft (man erinnert sich an die Spiegelung dieses Ereignisses in der Kammerdiener-Szene von «Kabale und Liebe»), und Kapf ist als Stabshauptmann im 2. Bataillon dabei. Als Katholik empfängt er den Segen auf den langen Weg von dem damaligen Hofprediger Eulogius Schneider (derselbe wird einige Jahre später mit der Guillotine ganz Elsaß in Schrecken versetzen) – und Schubarts Lied auf den Lippen «Auf auf ihr Brüder und seid stark . . .» marschieren sie ab. Bekanntlich haben diese Männer, soweit sie die lange und gefährvolle Reise überstanden hatten, in der schon recht behäbigen Kolonie kein schlechtes Leben geführt – Kapf hat's genossen und ungeniert den Seinigen davon berichtet; hat sich auch eine Sklavin hergetan, *14 Jahre alt, nicht schwarz, nicht weiß, sondern schön braun, heißt Abigail*. Das Elend des Regiments hebt erst an, als es die Mynheers, vertragswidrig, nach Java und anderen fernen Inseln verlegen. Kapf hat den Jammer nicht erlebt. Bei der Ausschiffung vor Batavia ist er ertrunken, und seine braune Abigail mit ihm.

Dannecker

Heinrich Dannecker war der Sohn eines herzoglichen Stallknechts. Als er zwölf Jahre alt war, ließ der Herzog den Vater wissen, er sei geneigt, den Jungen in seine neue Pflanzschule aufzunehmen. Der aber, erstaunlich genug, stellt sich gegen den Wunsch seines Herrn taub; meint, es solle nur ein Soldat aus dem Kind gemacht werden. Anders der Bub selbst, er brennt durch, nimmt gleich vier Kameraden mit und marschiert mit ihnen geradewegs zum Herzog – und alle werden in die Pflanzschule aufgenommen; das war im April 1771. – Die ersten Jahre sind hart. Wenn der Fürst, abgesehen von der separaten Behandlung Adliger, nicht die soziale Stellung der Eltern, sondern allein die Kinder ansah, machten die Unteroffiziere wohl feinere Unterschiede und be-

handelten die Eleven einfachster Herkunft besonders roh. Doch wird Danneckers Begabung erkannt; er wird den «Figuristen» zugeteilt, als Maler, Stukateur und Bildhauer ausgebildet. Volle Anerkennung erringt er erst achtzehnjährig mit einem komplizierten Modell, *das den Milo in jenem großen Augenblick vorstellt, da er seine Arme, eingeklemmt zwischen den Stamm eines halbgespaltene Baumes, nicht mehr zurückziehen kann und so ein Raub der wilden Tiere wird.* Seit Jahren gehört Dannecker zum engsten Freundeskreis Schillers.

Sie werden gleichzeitig aus der Akademie entlassen. Dannecker wird zum Hofbildhauer ernannt, womit ein bescheidenes Gehalt verbunden ist. Aber was er zu tun bekommt, ist eher Handwerk als Kunst. Später läßt Carl Eugen ihn in Paris und Rom studieren, jahrelang. Bereichert und gereift kehrt er in die Heimat zurück. Er heiratet eine Schwester des kunstsinnigen Kaufmanns Rapp, dessen Haus der Treffpunkt der besten Köpfe Stuttgarts ist. Was ihm allein fehlt, sind große Aufgaben. Um den alten Herzog ist es still geworden, und nach seinem Tod kommen vollends schlechte Zeiten für die Kunst. – Da kommt Schiller noch einmal nach Schwaben. Nach dem halbjährigen Aufenthalt in Ludwigsburg bleibt er noch acht Wochen in Stuttgart. Danneckers Freude, den Freund wieder zu sehen, findet ihren Ausdruck in der berühmten Porträtbüste; im glücklichen Ringen um diese Aufgabe ist Dannecker zum Meister geworden. Schiller, als er in Jena einen Abdruck erhalten hat: *Ganze Stunden könnte ich davor stehen und würde immer neue Schönheiten an der Arbeit entdecken. Wer sie noch gesehen, der bekennt, daß ihm noch nichts so Ausgeführtes, so Vollendetes an Skulptur vorgekommen ist . . .* Als drei Jahre später Goethe nach Stuttgart kommt, ist Dannecker neben Rapp sein liebster Umgang. Diesen beiden und ihren Frauen hat er «Hermann und Dorothea» an einem Abend vorgelesen – Dannecker ist es also begegnet, daß er den jungen Schiller aus den Räufern, Goethe auf der Höhe seines Lebens jenes große Gedicht hat vortragen hören.

Dieser Sohn eines Stallknechts hat den Gipfel erreicht. Im Jahr 1809 baut er am Schloßplatz sein Haus (da, wo heute die Dresdner Bank steht), in dem er Europas Bildhauer empfängt: Canova, Thorwaldsen, Rauch, David. Und neben dem Haus seines Schwagers Rapp wird «die Danneckerei» Treffpunkt der Elite dieser Stadt. Auch Schillers Witwe besucht ihn. Sie nennt ihn *eine reine kindliche Natur, so in seiner Produktivität reich, so kräftig, geistvoll und so liebenswürdig im Leben.*

Mit dem Siechtum der geliebten Frau senkt sich die Kurve dieses Lebens. Eigene Krankheit tritt hinzu. Seltsam, wie er in seiner Alterstraurigkeit die kolossale Schillerbüste ihrer Lockenpracht, als unwesentlich, beraubt. Der amerikanische Dichter Longfellow findet in ihm einen liebenswürdigen und frommen Greis. Dannecker stirbt am 8. Dezember 1841 einen sanften Tod.

Schicksale von fünf Menschen, Zöglingen der gleichen Schule, die Freundschaft und auch Zufall (denn alle waren vor jenem Ausflug zum Bopser in der Krankenstube beieinander gewesen) in die Nähe Schillers geführt haben. Die erbetene oder aufgezwungene Gunst, die «Vaterschaft» des Herzogs ist für jeden dieser fünf bedeutsamer gewesen als für Schiller; und auch für ihn ist er im Guten wie im Bösen damals die zentrale Gestalt gewesen. Es fällt auf die hohe Karlsschule in diesen Lebensskizzen mehr Licht, als mancher erwarten würde. In der Tat waren das Bildungsangebot und die Fürsorge auf diesem Institut ganz ungewöhnlich, in mancher Hinsicht vorbildlich. Die Kehrseite war der Freiheitsentzug, in den frühen Jahren der Akademie total, unter dem manche bis zur Verzweiflung litten. Der junge Schiller hat schwer daran getragen – es wären sonst die «Räuber» nicht geschrieben worden.

Anmerkung

Bei Vorstehendem handelt es sich sozusagen um eine Nebenfrucht der Arbeit des Verfassers an dem auf Seite 228 dieses Hefes angezeigten Buches; wir drucken hier den überarbeiteten Text eines vom Süddeutschen Rundfunk Stuttgart gesendeten Vortrags.

Alles darf dem Besten des Staats zum Opfer gebracht werden, nur dasjenige nicht, dem der Staat selbst nur als Mittel dient. Der Staat selbst ist niemals Zweck; er ist nur wichtig als eine Bedingung, unter welcher der Zweck der Menschheit erfüllt werden kann; und dieser Zweck der Menschheit ist kein anderer als Ausbildung aller Kräfte des Menschen, Fortschreitung. Hindert eine Staatsverfassung, daß alle Kräfte, die im Menschen liegen, sich entwickeln, hindert sie die Fortschreitung des Geistes, so ist sie verwerflich und schädlich, sie mag übrigens noch so durchdacht und in ihrer Art noch so vollkommen sein. Ihre Dauerhaftigkeit selbst gereicht ihr alsdann viel mehr zum Vorwurf als zum Ruhme – sie ist dann nur ein verlängertes Übel; je länger sie Bestand hat, um so schädlicher ist sie. – Überhaupt können wir bei Beurteilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswert sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie Fortschreitung der Kultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Friedrich Schiller

Wanderungen in die Vergangenheit (7): *Wolfgang Irtenkauf* Der Waldenserstein bei Neuhengstett

Der Stein stand beinahe ein volles Jahrhundert – umgeben und umfriedet von einem Heckengarten – an seiner dafür bestimmten Stelle, dort, wo man hinuntersehen kann auf Neuhengstett. Dann traten moderne Straßenbauer auf den Plan, weil die alte Landstraße hinüber nach Möttlingen nicht mehr den «Erfordernissen» entsprach. Und so bauten sie die Straße um, indem sie sie breiter machten, gaben ihr eine «entschärfte» Abzweigung nach Ottenbronn-Hirsau, wobei sie viel Platz benötigten, und schoben den (im wahrsten Sinn) Stein des Anstoßes etliche Meter beiseite. Daß damit die Idee des Stifftungsgartens aufgegeben wurde, konnte die Straßenbauer nicht anfechten – sie hatten ihre neue Straße und damit basta.

Die Rede ist nicht von einem Märchen, sondern von dem Waldenserstein, der genau nordnordöstlich von Neuhengstett steht. Aber auch Neuhengstett ist jetzt zum Ortsteil von Althengstett geworden, weshalb unkundige Autofahrer schon einige Mühe darauf verwenden müssen, um den Stein überhaupt zu finden. Einst hieß Neuhengstett Le Bourset, in Erin-

nerung an die verlassene Heimat. Am 1. September 1700 wurde das neue Dorf gegründet. Wilhelm Mönch hat diese Vertreibung in seiner 1977 nachgedruckten «Heimatkunde des Oberamts Calw» anschaulich geschildert: «Es war ein sonniger Septembertag des Jahres 1700. Da sah man auf der Straße, die von Calw nach Althengstett hinaufsteigt, in langem Zuge gegen 200 Männer, Weiber und Kinder, mit Bündeln und Tragkörben beschwert, zu Fuß und zu Wagen langsam bergan wandern. Ihre Gesichter und ihre Tracht verrieten sogleich die Fremdlinge. Die Haare waren braun oder schwarz, die Augen dunkel, die Nase bog sich energisch, die Gesichtsfarbe hatte einen Stich ins Gelbliche. Herzogliche Beamte begleiteten den Zug und dienten als Führer. Als sie auf der Höhe angekommen waren, da wo vor Zeiten ein Dorf namens Schlaichdorn gestanden, machten sie Halt und lagerten sich. Der Führer erklärte den Fremdlingen, hier habe des Herzogs Gnade ihnen eine neue Heimat angewiesen. Es ging nun bald an die Verteilung des verfügbaren Landes. Jeder Familienvater erhielt ein Stück Ödland und Wald zugeteilt. Wer waren diese Fremdlinge? Es waren Waldenser, die um ihres Glaubens willen von dem Herzog von Savoyen ausgewiesen worden waren.»

Fremdlinge, Heimatvertriebene, Flüchtlinge, Asylanten – die Probleme, die sich damit stellten, waren früher nicht anders als heute. Oder sagen wir es deutlicher: gerade heute verbindet man mit diesem Begriff einen furchtbaren, tragischen Inhalt. Es sollen daher nicht viele Worte über die um 1700 Vertriebenen gemacht werden (wer das in Kurzfassung erfahren will, greife zu dem eben erschienenen Buch von Theo Kiefner: Die Waldenser, herausgegeben von der Deutschen Waldenservereinigung Ötisheim-Schönenberg). Der Stein hält die Namen der damals in Neuhengstett (Le Bourset) ansässig gewordenen Familien fest: Ayasse, Baral, Bounin, Jourdan, Talmon, Talmon-Gros, Talmon-Larmée, Talmon-Martinet, Bertolin, Boidard, Geymonat, Gonzales, Jouvenal, Perrot, Rivoir, Soulier. Manche sind inzwischen zu schwäbischen Familiennamen geworden. Der Stein samt Garten, der in den ersten Maitagen des Jahres 1881 aufgerichtet bzw. angelegt wurde, verdankt seine Entstehung einer Stiftung, die der Mitbegründer des Stuttgarter Bankhauses Doertenbach & Cie Emil Wilhelm von Georgii-Georgenau (1820–1894) gemacht hat. Dieser bedeutende Mann war nicht nur ein Mäzen, der von dem



nahen Hofgut Georgenau, das er zu einer Musteranlage ausbauen ließ, die unaufhaltsame Integration der Waldensergemeinden miterlebt hat, sondern auch ein Pionier in der Industrialisierungszeit des 19. Jahrhunderts; daneben mühte er sich sehr um die Förderung der Volksbildung. Calw dankt ihm das «Georgianum», eine gewerbliche Fortbildungs- und Frauenarbeitsschule. Bis wenige Jahre vor seinem Tode war er niederländischer Generalkonsul in Stuttgart.

Wenn man heute die wenigen Schritte vom nahen

Parkplatz zum Stein geht, hat man recht wenig von der Geschichte der Waldenser mitbekommen. Man sollte daher nicht nur die Rundum-Aussicht genießen, sondern nach Neuhengstett gehen und sich dort den Grundriß des Dorfes vergegenwärtigen, der über die Waldensersiedlungen viel verrät. Rüstige Wanderer können den Besuch des Waldensersteins mit einem Tagesmarsch von Weil der Stadt nach Hirsau verbinden, der sie mehrere Stunden in Atem hält. Wer spazieren gehen will, findet auf den nahen Wandertafeln des Schwarzwaldvereins genug Anregung für sein Tun.

Leserforum

Es fragt sich, ob diese Rubrik ihren Namen zu Recht trägt: von Diskussion, vom Austausch der Meinungen und Argumente kann fast nur in Ausnahmefällen die Rede sein. Nur dann, wenn mal wieder ein Fehler durchgerutscht ist, macht sich die werte Leserschaft bemerkbar. Das ist recht und billig. Aber gibt es nicht in einer so mitgliederstarken Vereinigung mit so vielfältigen Interessen und Aufgaben auch vielerlei Anlaß zum Gespräch, zur Diskussion – oder auch für Anregungen, die der Tätigkeit und dem Wirken des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES förderlich sein könnten? Nun, einstweilen noch ist es erlaubt, zu vermuten (und zu hoffen!), daß sich all das – Argumente, Meinungen, Anregungen – auf der Mitgliederversammlung am ersten Oktoberwochenende in Biberach recht zahlreich, deutlich und vielfältig äußern wird – zumal dort Wahlen anstehen, die jedem Mitglied die Möglichkeit geben, die künftige Arbeit des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES mit zu bestimmen!

Und hier die fällige Korrektur: Herr Regierungsbaumeister Erik Beutinger aus Heilbronn schreibt zu dem Aufsatz «Friedrich Adler, ein Künstler aus Laupheim» in Heft 1/1981:

In diesem Artikel wird verschiedentlich erwähnt, daß seine Arbeiten ausgeführt wurden von der Firma Paul Bruckmann und Söhne, Heilbronn.

Diese Bezeichnung ist unrichtig, die Firma heißt Peter Bruckmann und Söhne, Heilbronn. Da dieser falsche Name mehrfach erscheint, halte ich eine Berichtigung für angebracht. Geheimrat Peter Bruckmann war einer der maßgebenden Männer des Deutschen Werkbundes, sein Name sollte schon richtig überliefert werden.

Und dann doch noch – kurz vor Redaktionsschluß: Leser antwortet Leser! Aus Aalen schreibt Herr Dr. Ludwig Müller-Gerbes zu den Überlegungen von Herrn Edwin Roth im Leserforum auf Seite 137 von Heft 1/81:

Unser Mathematik- und Physiklehrer an der Oberrealschule in Hanau Prof. Rausenberger . . . pflegte zu sagen: «Rechnen ist leicht, Zählen ist schwer.»

Wenn ein Kind am Ende seines 99. Lebensjahres 99 Jahre alt geworden ist, wird es auch durch noch so vernehmliches Klicken nicht 100.

Übrigens zum letzten Absatz: ich zähle (auch von Rausenberger gelernt) heute noch bei der Feststellung der Dauer eines Vorganges (z. B. beim Abstandhalten vom Auto vor mir): 0-und-zwan-zig-21-22. Dann sind bei der Silbe «zwei» genau 2 Sekunden vorbei.

Buchbesprechungen

Literarisch

WILHELM WAIBLINGER: **Werke und Briefe.** Textkritische und kommentierte Ausgabe in fünf Bänden. Herausgegeben von HANS KÖNIGER. Band 1: Gedichte. (Veröffentlichungen der Schillergesellschaft, Band 34.) J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. Stuttgart 1980. 682 Seiten, Abbildungen auf Tafeln. Leinen DM 95,- (Subskriptionspreis bis zum Erscheinen des 5. Bandes)

Es ist schwer, angesichts dieser Ausgabe nicht enthusiastisch zu werden; jetzt endlich, 150 Jahre nach seinem Tode wird der Dichter Waiblinger für alle faßbar! Wir sind nicht mehr angewiesen auf die Drucke, die zu seinen Lebzeiten (aber nicht immer unter seiner Kontrolle) erschienen sind, auf zweifelhafte Sammlungen oder auf die (meist in Mar-

bach liegenden) Manuskripte. Waiblinger ist auch nicht mehr vor allem auf das bewegte, allen Wertungen offene Biografische reduziert, dem schon 1956 die (Auswahl-) Ausgabe der Tagebücher verlässlichere Konturen gegeben hat. Nun also die Gedichte als erster einer auf fünf Bände angelegten Ausgabe der Werke und Briefe! Der Text dieses ersten Bandes, der die Gedichte aus der Tübinger Zeit in sorgfältiger, nicht zu enger Auswahl enthält und die aus den römischen Jahren vollständig darbietet, schließt mit der für den Autor charakteristischen Zeile: *So leb' und sing' ich, Ungeweihte schweigen.* Allerdings schließt damit nicht der Band: Es folgt vielmehr ein umfangreicher philologischer Teil, der zwar Anhang genannt wird, aber alles andere als ein Anhängsel ist. In bester philologischer Tradition wird der Leser zum «doppeläugigen Lesen» angehal-

ten, weil er hier nämlich alles findet, was dieses Werk erst erschließt: Beschreibung der Handschriften, Angaben über die Erstdrucke, Textkritisches, Erörterungen zur Datierung und schließlich einen umfangreichen Kommentar, ohne den heute wohl kaum noch der Zugang zu vielen dieser Texte möglich ist: stecken doch diese Gedichte voller Anspielungen auf Personen und Ereignisse; – dazu hin enthalten sie in der italienischen Zeit eine Vielzahl von geografischen Fixierungen und – dazu bedarf es heute wohl der ausführlichsten Erläuterungen – die ganze Fülle der – auf der klassischen Antike gegründeten – humanistischen Bildungsgüter.

Es ist aber anzumerken, daß es für die besondere Stellung Waiblingers in der Literaturgeschichte charakteristisch ist, wie er sich diese antike Vergangenheit aussucht und in die Gegenwart seiner Existenz und seiner Dichtung einbringt. (Übrigens: wem der literarische oder literaturgeschichtliche Umgang mit der so lange kaum zugänglichen Dichtung Waiblingers nicht leicht fällt, der könnt' es vielleicht auch zunächst über das Inhaltliche versuchen und sich von Waiblingers Gedichten an Rom und die Sabiner Berge, an den Golf von Neapel und an Sizilien erinnern lassen.)

Willy Leygraf

BERTHOLD AUERBACH: **Schwarzwälder Dorfgeschichten.** Eine Auswahl mit Holzschnitten von M. ARTARIA. Ausgewählt und herausgegeben von BERNHARD GENGENBACH. Verlag Bernhard Gengenbach Bad Liebenzell 1980. 195 Seiten. Leinen DM 19,80

Diese Neuauflage gehört zu denjenigen, die das Bedauern ebenso rechtfertigen wie spontane Zustimmung. Diese, weil endlich mal wieder ein Stück viel genannter, mal berühmter, mal geschmähter, auf jeden Fall einst viel gelesener Literatur allgemein zugänglich ist. Bedauern scheint jedoch gerechtfertigt, weil schon oft eine knappe Auswahl wie die hier vorliegende das Erscheinen einer eher repräsentativen den Weg verlegt hat. Und in einem solchen Falle müßte man also noch eine gute Weile warten, bis Berthold Auerbach insgesamt erkennbar wird und eben nicht nur mit einer knappen Dorfgeschichten-Auswahl. (Dazu würde dann aber auch eine angemessene Würdigung der Person, des Lebenswegs und des Gesamtwerkes gehören.)

Johannes Wallstein

BERNHARD ZELLER (Hg): « . . . in Dichters Lande . . . ». **Literarische Museen und Gedenkstätten in Baden-Württemberg.** Eine Ausstellung im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 1981. 368 Seiten, 133 Abbildungen. Broschiert DM 20,-

Auch die diesjährige große Marbacher Sommerausstellung ist wieder Anlaß für eine der schon bekannten sympathischen Untertreibungen: Da wird eine vorzügliche Ausstellung gemacht, die über den Sommer hinaus und bis in den Herbst hinein den unendlich vielen Besuchern

– literarischen Laien wie Fachleuten – einen Mann, eine Epoche, ein Thema erschließt und anschaulich macht. Und zur Ausstellung wird etwas angeboten, das gemeinhin Katalog genannt wird. Aber man weiß schon, daß man die Bezeichnung Katalog in Marbach nicht wörtlich nehmen darf, diese Kataloge sind so gut wie immer ausgewachsene eigenständige Lesebücher, die zwar den Besuch der Ausstellung nicht ersetzen können, wohl aber über ihn hinaus – und sogar ohne ihn – Bestand haben. Diesmal fügen sich zunächst im Hauptteil des stattlichen Bandes eine Vielzahl von Essays (Wieland in Biberach / Schiller in Marbach / Hölderlin in Tübingen / Hebel in Hausen / Christian Wagner in Warmbronn / Hermann Hesse in Calw u.v.a.m.) zu einem bunten und vielfältigen Bild der literarischen Landschaft des deutschen Südwestens. Das sind keine pedantischen Reihungen biografischer Daten, sondern äußerst anschauliche, auch ohne großes Vorwissen nachvollziehbare Darstellungen, die aus der überlegten Zusammenordnung und Deutung ausgewählter Mitteilungen *Dichters Lande* und *das Land der Dichtung* erhelten. Nichts von der fatalen Aneignungslust und Selbstbeweihräucherung jener, die nicht merken, wie ironisch die Verse von Eduard Paulus gemeint sind, nach denen *der Schelling und der Hegel, der Schiller und der Hauff* in diesem Land die Regel seien.

Sinnvolle Ergänzung ist ein zweiter Teil, der alles Wissenswerte mitteilt über alle Museen im Land, die Literaturgeschichtliches dokumentieren – gleich ob nun als einziges Thema oder nur in einer besonderen Abteilung: ein Reiseführer für alle, die sich von der Marbacher Präsentation angeregt fühlen, die dort angeschlagenen Themen von Ort zu Ort weiter zu verfolgen.

Willy Leygraf

HANS-DIETER MÜCK und DIETER BLUM: **Dichter im Kreis Esslingen.** Ein Lese- und Bilderbuch. Verlag Bechtle Esslingen 1980. 168 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden DM 48,-

Die Idee, dem dichterischen Potential in einem regional abgegrenzten Gebiet nachzuspüren, hat zweifellos ihren Reiz. Diese Publikation, bei der – angesichts des literarischen Themas bemerkenswert – die Illustration einen großen und teilweise höchst originellen Teil einnimmt, richtet sich bei der räumlichen Abgrenzung nach einem klaren Konzept, nämlich nach den Grenzen des heutigen (seit nunmehr acht Jahren bestehenden) Landkreises Esslingen. Dies hat allerdings zur Folge, daß Orte, die historisch gesehen keine Berührungspunkte hatten – wie etwa die Reichsstadt Esslingen und die Albdörfer Schopfloch und Ochsenwang – gezwungenermaßen unter einem gemeinsamen Aspekt behandelt werden. Bei der Auswahl der Dichter und Schriftsteller ließ man sich in der Regel von der Zufälligkeit ihres Geburts- oder Sterbeortes leiten; aber auch davon, ob sie in irgendeiner Form Menschen und Landschaft des Kreises zu ihrem literarischen Thema, ihrer Inspiration werden ließen. Auch eher beiläufige Kontakte reichten aus, in dieser Sammlung berücksichtigt zu werden. So wurde etwa Gerhard Storz aufgenommen, dessen

einzigem Berührungspunkt mit Esslingen offenbar der Besuch des dortigen Gymnasiums (wie lange?) war. Deshalb soll hier auch lediglich angemerkt werden, daß dann auch Hermann Hesse hätte aufgenommen werden können, der bei einem Ferienaufenthalt in der Kirchheimer «Krone» zusammen mit seinen Freunden vom «petit cénacle» immerhin zum Lulu-Kapitel im «Hermann Lauscher» inspiriert wurde. Das in diesem Band von Hans-Dieter Mück (Text) und Dieter Blum (künstlerische Photographie) Zusammengefaßte kann sich sehen lassen: Rund einhundert Dichter und Schriftsteller sind hier versammelt. Allerdings wurden beileibe nicht alle *aus dem Dunkel der deutschen Literaturgeschichte* gehoben, wie es im Vorwort heißt. Ein großer Teil der Namen hat in Württemberg seit langer Zeit guten Klang: die Skala reicht von Gottfried von Neifen über Hölderlin, Kerner, Mörike, Hermann und Isolde Kurz, Pfaff und Lämmle bis Härtling.

Der Hauptteil des Buches besteht aus fünf Kapiteln, die vom Mittelalter (Minnesänger, Meistersänger, Humanisten – 1250 bis 1553) bis in die Gegenwart (Neue Töne hinter alten Mauern – 1918 bis 1977) reichen; ergänzt werden sie durch einen Anhang mit Angaben über Leben und Werk weiterer (weniger bekannter) Dichter.

Die im Hauptteil aneinandergereihten Prosaauszüge, Gedichte und Briefstellen werden durch kurze Überleitungen miteinander verbunden, wobei sich Mück einer erfreulicherweise unpräzisen Sprache bedient; allerdings tut er manchmal zuviel des Guten, etwa wenn auf Seite 15 (im Abschnitt «Minnesänger») zu lesen ist, daß die jungen hübschen Mädchen das ihre dazu beitrugen, um *die vom Winterschlaf geschwächten und noch nicht in voller Ritter-Form protzenden Haudegen auf Vordermann zu bringen*. Auch die zusammenhanglose Reihung der Texte ist nicht unproblematisch; so folgen die mehrdeutig-schlüpfrigen «Esslinger Scheltbriefe» des Friedrich Bernritter unmittelbar und ohne Erläuterung einem (zeitlich älteren) Hölderlin-Gedicht. Hölderlin ist auch ein Beispiel dafür, wie unbefriedigend es sein kann, aus einem Menschenleben ein «gebietsrelevantes» Segment herauszuschneiden. Sein *Leben im Kreis Esslingen* endet im wiedergegebenen tabellarischen Lebenslauf im Juli 1800 mit der Rückkehr nach Nürtingen und der lang entbehrten *Zufriedenheit und Ruhe*; kein Wort an dieser Stelle davon, daß der Dichter anschließend nahezu ein halbes Menschenleben in geistiger Umnachtung in Tübingen zubrachte.

Die optische Ausgestaltung des Bandes verdient besondere Beachtung. Zahlreiche zeitgenössische Abbildungen (auch von außerhalb des Kreisgebietes) werden reproduziert und durch stimmungsvolle Gegenwartsaufnahmen ergänzt. Im Kapitel «Dichten in schwäbischen Pfarrhäusern und hinter Pflug und Schraubstock» ist Blum ein Kabinettstück gelungen: Die «Enge zwischen Kirche und Pfarrhaus» illustriert er mit einer Wäscheleine – vollbehängt mit bunten Wäschestücken – zwischen diesen beiden Gebäuden. Allerdings: Mit dem Foto eines von Pferden gezogenen Pfluges wird der falsche Eindruck erweckt, die von Max Eyth entwickelten Dampfpflüge hätten diese *natürlich gewachsene Beziehung zwischen Mensch und Nutztier* verdrängt. Dampfpflüge wurden zwar in

ägyptischen Baumwollfeldern und englischen Mooren, aber nicht auf den steinigen Äckerlein der Schwäbischen Alb eingesetzt.

Werner Frasch

Eine neue Schiller-Biographie

PETER LAHNSTEIN: **Schillers Leben**. List Verlag München 1981. DM 36,-

Schillers Werke in Auswahlen und Gesamteditionen sind nicht mehr überschaubar – die langsam weiterschreitende große, 1943 begonnene Nationalausgabe hat nun von den 45 vorgesehenen Bänden knapp zwei Drittel erreicht, wird aber gewiß nicht die letzte Schillerausgabe sein, so wenig wie die Sekundärliteratur ein Ende finden kann. Jede Zeit sieht Schiller wieder neu und anders.

Die Zeitgenossen Christoph Gottfried Körner und Caroline von Wolzogen, der Freund und die Schwägerin, waren mit die ersten, die Schillers Leben und Werk darzustellen versuchten. Nach ihnen kamen die gewichtigen Werke von Palleske, Weltrich, Wychgramm, Berger, in der jüngsten Vergangenheit Buchwald, Storz, von Wiese, Staiger. Sie alle sind bedeutsame Analysen des Schillerischen Denkens und Schaffens, zum Teil auch mit biographischen Daten ausgestattet. Alle aber stellen sie keine umfassende Lebensgeschichte dar mit einer Ausnahme: Alexander von Gleichen-Rußwurm, Schillers Urenkel, dem manches Material aus Familienüberlieferungen zugänglich war, hat eine Geschichte seines Lebens geschrieben, 1913 bei Julius Hoffmann in Stuttgart erschienen. Sie ist heute vergessen, wird auch im Schrifttum kaum erwähnt, obgleich es sich um eine Darstellung nicht ohne Qualität handelt, berücksichtigt man die Zeit vor bald 70 Jahren, in der man anders dachte und formulierte.

So füllt Lahnsteins jetzt erschienene Biographie eine lange klaffende Lücke, indem sie als Lebensgeschichte das Werk Schillers in vielen Fällen auf eigene Weise neu erschließt. Was ist die besondere Bedeutung, der eigentümliche Reiz dieses Buches? Es bringt keine sensationellen Neuigkeiten, aber das Schillerbild wurde noch nie so lebensvoll gezeichnet und einem nahe gerückt über 200 Jahre hinweg. Lahnsteins Studien der glücklicherweise erhaltenen Karlsschulakten, das Durcharbeiten von Tausenden von Briefen von und an Schiller und aus dem Familien- und Freundeskreis haben ihren Niederschlag in der Biographie gefunden. Forschender Fleiß verbindet sich aufs schönste mit sorgsam-liebevolem Eindringen in den Gegenstand und wohlthuend unsentimentaler Darstellung. Dieses Sich-hinein-Denken, ja Identifizieren verführt Lahnstein auch zu der reizenden Spekulation, wenn er den Vornamen Schillers als eine ferne Ovation an Friedrich den Großen für möglich hält. Er sieht sie erklärbar aus der auch im Süden Deutschlands «fritzisch» orientierten Begeisterung nach Roßbach und Leuthen; aber daran dürfte der Vater als württembergischer Offizier doch wohl nicht gedacht haben, sondern er wird sich wohl eher, wie in vielen Familien üblich, nach dem Vornamen eines Taufpaten gerichtet haben.

Zu dem schönen Verständnis für die Zeit, in der Schiller lebte, gehören auch die von Lahnstein eingefügten Portraits, manche in zarten Pastellfarben, andere in derberer Holzschnittmanier: Hoven, Abel, Streicher, Henriette von Wolzogen, Schwan, Dalberg, Iffland, Charlotte von Kalb, Henriette von Arnim, Körner und andere, die für Schillers Lebensgang bedeutsam waren und in deren Leben und Tun sich ein Stück von Schiller spiegelt.

Solche Teile des Buches weisen hin auf das, was mehr als alle bisherigen Schillerdarstellungen von dieser unterscheidet: Lahnstein schildert Schillers Leben auf dem Hintergrund seiner Zeit, der damaligen Gesellschaft, deren Anschauungen und Konventionen. So entsteht wieder neu die Welt Karl Eugens und seiner Karlsschule, Mannheim mit Dalberg und den Schauspielern des Nationaltheaters, die Oase Bauerbach, Dresden und der Körner-Kreis, die Universität Jena mit ihren Studenten, Professoren und Intrigen, der Weimarer Hof, die Atmosphäre in Erfurt mit dem Koadjutor Dalberg, auch die Berliner Gesellschaft bei dem kurzen Aufenthalt Schillers ein Jahr vor seinem Tod. Diese Bezogenheit zu den gesellschaftlichen Verhältnissen fordert und rechtfertigt auch das Schildern des Alltags, das Leben in Stuttgart zur Regimentsarztzeit, die Wohnungen in Oggersheim, Bauerbach und Mannheim, Gäste, Zerstreungen, die Schwierigkeiten der Verlobungszeit mit dem seltsamen Dreiecksverhältnis Schillers mit den beiden Schwestern von Lengefeld.

Flucht, Not, peinigende Schulden, die Lahnstein, was besonders dankenswert für die Erhellung der ökonomischen Verhältnisse Schillers ist, sorgsam zusammenstellt mit Tilgungsmöglichkeiten und kaum veränderbaren Ausgaben, die jener Zeit entsprechend auch in größter wirtschaftlicher Enge Dienstboten nicht ausschließen, weil diese neben Kost und Logis kaum einen Lohn erhalten, so daß schon der junge Regimentsarzt sich einen «Kerl» hält. Zugesellt diesen wirtschaftlichen Notständen bleibt die Krankheit. Mindestens seit 1791 hat Schiller dem Tod entlang gelebt, wenn nicht das Mannheimer Sumpffieber von 1783 schon der erste entscheidende Einbruch in Schillers Gesundheit war. Schiller hat um die engen Grenzen seines Lebens gewußt, in der bangen Sorge um die Familie, für die er, um ihr eine gesicherte Basis zu geben, wenigstens das 50. Lebensjahr erreichen wollte.

Zu diesen Sorgen gehört auch Lottes schwere Erkrankung nach der Geburt des dritten Kindes, bei der Schiller so rührend besorgt um sie war, daß er die eigenen Plagen beinahe vergaß.

Wie Not und Krankheit immer wieder sehr hemmende Fakten in Schillers Leben gewesen sind, so war beflügelnd die Freundschaft mit Goethe. Wie oft wurde sie idealisiert – die «Dichturfürsten» Hand in Hand im Denkmal vor dem Theater in Weimar! – und wie sorgsam nüchtern schildert Lahnstein in dem schönen Kapitel «Die Begegnung» diese Freundschaft! Nach jahrelangem Aneinandervorbeileben das erste Gespräch im Juli 1794, einen Monat darauf Schillers großartiger Brief vom 23. August, in dem er die Summe von Goethes Existenz zieht, dessen Antwort wenige Tage darauf und wieder nach wenigen Wochen Goethes Einladung nach Weimar, überraschend ungoethisch

und nur zu erklären aus dem Wunsch, diese neue Freundschaft schon gleich zu befestigen!

Ob in dem von so viel Not und Sorgen gezeichneten Lebensgang Schillers auch das Glück seinen Platz fand? Andreas Streicher und dessen wahrhaft selbstlose Hilfe, Körners tätiges Eintreten für Schiller, das «Wunder» aus Dänemark, das Eingebettetsein in eine gute Ehe, die Kunst der Freundschaft, deren Meister Schiller war, und anderes steht neben den Schatten.

Das ganze Buch aber zeigt das oft kaum begreifbare Phänomen Schiller. Oft fand er für seine Dramen oder Geschichtsdarstellungen nur spärliche Quellen, aber mit einer unglaublichen Intuition hat er Fakten und Gestalten erfaßt. Er ist kaum über Deutschland hinaus gereist, hat nicht Frankreich kennengelernt, um Vorstellungen zu gewinnen für seine Jungfrau von Orleans, nicht England für seine Maria Stuart, nicht Italien für den Fiesco, nicht die Schweiz für den Tell, nicht Polen für den Demetrius und hat für den Wallenstein nur kurz in Eger örtliche Eindrücke gesammelt. Für den Biographen muß diese Tatsache ein besonderes Phänomen sein: Lahnsteins Bücher, besonders sein Karl V., aber auch dieser «Schiller» sind gespeist von einer Fülle unmittelbarer Anschauungen, auf Reisen und Studienaufenthalten gewonnen.

Zu dem Phänomen Schiller gehört auch, daß er äußeren Notständen und oft langen Krankheitszeiten mit größten Willensanstrengungen seine Werke abzwang – nach dem Wallenstein noch vier Dramen im knappen Zeitraum von vier Jahren. Schillers Gerechtigkeitsgefühl, das er etwa Karl Eugen oder Charlotte von Kalb gegenüber walten ließ, und die Tatsache, daß er andererseits Napoleon, der in Schillers letztem Lebensabschnitt Europa durchfurchte, nicht zur Kenntnis nahm (was auch Lahnstein kaum zu erklären vermag) – auch das sind Elemente des Phänomens Schiller.

Lahnsteins Sprache ist unverwechselbar in ihrer eigenständigen Bildhaftigkeit, wenn er etwa die Laura-Gedichte mit einem Gang durch einen Keller im Spätherbst vergleicht, wo links und rechts in den Fässern der junge Wein gärt und rumort, oder wenn er von Bauerbach lapidar sagt: wohlige Geborgenheit, oder wenn er den Besuch Madame de Staëls in Weimar mit einer gewaltigen Bugwelle vergleicht, vor der Goethe in Jena «in Deckung» geht. Die Darstellung ist zugleich eine schöne Symbiose von Takt und Offenheit, realistisch, aber nie peinlich, etwa bei einzelnen Krankheitsschilderungen. Kleine Unstimmigkeiten in der knappen Bibliographie, auch winzige Ungenauigkeiten und gelegentlich störende Druckfehler – Wallenstein statt Wallerstein –, sie auszuführen verbietet sich angesichts des so hochehrfreulichen Buches. Man wünschte es – und das hat nichts zu tun mit Lokalpatriotismus – in allen Bücherschränken schwäbischer und Mannheimer Familien, hoffentlich auch einmal in solchen in Jena und Weimar, Dresden und Leipzig.

Während wir bei dem von SS-Männern bewachten Denkmal an der Feldherrnhalle in München, das mit ausgestreckter Hand begrüßt werden mußte, immer an den Gessler-Hut im Tell gedacht haben, kennt die heranwachsende Jugend solche Bezüge zu Schillers Werk nicht. Eben

weil das Buch einen befreit von der rührend sentimentalen, zugleich oft peinlich pathetischen Schillerverehrung im 19. Jahrhundert – «unser Schiller» –, könnte es der jungen Generation zeigen, welche über alle Zeiten hinaus wirkenden Elemente das Leben und das Werk Schillers bestimmen und wie er sich durchgesetzt hat, den größten Schicksalswidrigkeiten zum Trotz. Deshalb gehört auch in alle öffentlichen und Schülerbüchereien dieser Lahnstein, der den Stein «Schiller» neu geschliffen und in eine köstliche Fassung eingefügt hat.

Theodor Pfizer

Landesbeschreibung

LANDESARCHIVDIREKTION BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg): **Das Land Baden-Württemberg**. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden. Band IV: Regierungsbezirk Stuttgart, Regionalverbände Franken und Ostwürttemberg. Verlag W. Kohlhammer Stuttgart 1980. 806 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 72,-

Man kann diesen vorletzten Band der neuen Landesbeschreibung eigentlich nur anzeigen und nicht rezensieren: er folgt dem zu Beginn der gesamten Arbeit festgelegten Schema, er dispensiert sich wie diese weithin von leichter Benutzbarkeit, bis das anschließende Register wieder den leichten und sicheren Zugriff zu den einzelnen Orten ermöglicht. Wie weit damit dann auch Übersichtlichkeit, Vergleichbarkeit der statistischen Angaben und dergleichen mehr sichergestellt werden, muß sich noch erweisen. (Eine Anmerkung am Rande: auf Seite 309 wird vermeldet, daß 1933 noch 73 Juden in Creglingen lebten. Der nächste Satz lautet: *Im Jahre 1938 keine Ausschreitungen noch Zerstörungen*. Fehlt also der Hinweis, daß schon 1933 in Creglingen zwei Juden zu Tode geprügelt worden sind.) Johannes Wallstein

RICHARD ESPENSCHIED: **Rundwanderungen Vorallgäu West**. (Fink-Wanderbuch). Verlag Fink-Kümmeler + Frey Stuttgart, 2. überarbeitete Auflage.

W.W.i.i. – Wanderwetter ist immer. Diesen aufmunternden Spruch können besonders jene Wanderer gebrauchen, die sich in der niederschlagsreichen Vorallgäulandschaft auf Schusters Rappen begeben. Andererseits bietet die Gegend zwischen Ravensburg und Kempten, Memmingen und Lindau geologisch, botanisch, kulturhistorisch und nicht zuletzt gastronomisch eine faszinierende Fülle von Anregungen. Die Moränenlandschaft, bei der sich hinter jedem Hügel, bei jeder Wegbiegung neue Ansichten (und Einsichten) öffnen, verlangt förmlich danach, durchwandert zu werden. Eine bunte Palette von Wandervorschlägen im Gebiet Vorallgäu West hat der Arzt und örtliche Vertrauensmann des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES von Isny Richard Espenschied zusammengestellt. Sein Wanderbüchlein ist jetzt in einer zweiten, überarbeiteten Auflage erschienen. Espenschied spricht in seinem Vorwort darüber, daß im westlichen

Vorallgäu für den «Zielhaber» (den erfolgs- und leistungsorientierten Nachkommen des «Liebhabers») nichts eigentlich Großes geboten wird: Stille Wege, besinnliche und belebte Routen, anstrengende und bequeme Pfade. Aber wer aufgeschlossen ist für die unscheinbaren Schönheiten einer Landschaft, der kommt hier bei seinen Streifzügen auf seine Kosten und wird durch manche Überraschungen belohnt. Bekannte Wandertreffe wie der Schwarze Grat auf der Adelegg, verträumte und nahezu unberührte Gegenden wie der Illerwinkel, wilde Schluchten und Tobel, weite Moore, dichte Wälder in raschem Wechsel: 50 Wandervorschläge sind von Espenschied zusammengestellt worden; die Gehzeit beträgt zwischen zwei und fünf Stunden – ideal also für Familien mit kleinen Kindern oder für Leute gesetzteren Alters. Für den Fall, daß das Wetter doch zu schlecht sein sollte – auch der Hinweis auf Einkehrmöglichkeiten fehlt nicht.

Eberhard Rothermel

Von Ort zu Ort

WALTHER GÜNTHER, WERNER JACKH und KLAUS LUBKOLL: **Bad Boll**. Geschichte und Gegenwart. J. F. Steinkopf Verlag Stuttgart 1980. 120 Seiten, 77 Abbildungen. Broschiert DM 22,80

Das hat man lange vermißt, wenn man nach Bad Boll kam (zur Akademie-Tagung, zur Kur oder nur auf einen Ausflug): einen handlichen Führer, der die ganze Vielfalt dessen vorführt und erläutert, die mit diesem Ort verbunden ist – vom «Wunderbad» über die beiden Blumhardt, die Übernahme durch die Brüdergemeinde, die Gründung der Akademie bis hin zur Gegenwart der Kurklinik. Vieles wird dabei als kontinuierliche Entwicklung und Fortführung erkennbar, anderes als Impuls und Ausstrahlung. Alles aber ist eingebettet in die Landschaft unter dem Albrauf und in die politische und kulturelle Geschichte Württembergs. Herausgeber und Autoren rechnen mit interessierten Lesern, die sich anregen lassen zur weiteren Beschäftigung mit dem einen oder anderen Gebiet. Deshalb fügten sie ein Literaturverzeichnis bei, das eine Reihe von Büchern nennt und zwar – das ist wohl für die meisten Benutzer hilfreich – nur die derzeit lieferbaren Titel.

Maria Heitland

HANS SCHUMANN: **Hohenheim**. Bilder und Gestalten. Verlag Eugen Ulmer Stuttgart-Hohenheim 1981. 199 Seiten, 42 Farbfotos und 46 Schwarzweiß-Abbildungen. Leinen DM 58,-

Das ist keine der üblichen Ortsgeschichten oder -beschreibungen, aber der Ort, von dem hier gehandelt wird, ist ja nun auch ein ganz besonderer. In der Geschichte wird der Name zuerst weithin bekannt durch Theophrastus Bombastus Aureolus von Hohenheim, genannt Paracelsus; in seiner Gestalt wurde Hohenheim geprägt durch Herzog Carl Eugen und seine Franziska, die spätere

Reichsgräfin von Hohenheim. Als Landwirtschaftliches Institut erbrachte Hohenheim erste Beiträge zur Forschung und Lehre, als Hochschulort ganz eigener Prägung beherbergt er heute die zweite Stuttgarter Universität. Das alles kann man mit sorgfältiger Wissenschaftlichkeit und langweilender Ausführlichkeit Zug um Zug ausbreiten, mit Quellen belegen und mit Bildern illustrieren. Damit wäre ein Beitrag zur Landeskunde geleistet, von dem diese Wissenschaft ihren Nutzen haben kann. Das zeigen eine ganze Reihe von Publikationen, die auch im Literaturverzeichnis dieses Bandes aufgeführt sind. Hier jedoch war anderes zu leisten: Geschichte sollte anschaulich und verständlich gemacht, Gegenwart sollte sozusagen aus dem Grund ihrer Vergangenheit erhellt und durchleuchtet werden. Das ist in hervorragender Weise gelungen. Durch einen Text, der gebaut ist aus meist knappen Mitteilungen des Autors und reichlichen, sorgfältig ausgewählten Dokumenten, geschickt montierten Zitaten, in denen sich das jeweils gegenwärtige Hohenheim spiegelt. Dem stehen ergänzend und erweiternd gegenüber – tatsächlich, im Sinne des Wortes, synchron dem Text folgend – eine Fülle von jeweils zeitgenössischen Bilddokumenten: zum Schloß mit Garten und «Dörfle» im 18. Jahrhundert, zum Landwirtschaftlichen Institut im 19., zu Hochschule und Universität in unserem Jahrhundert. Ein repräsentativer, ja prächtiger Band wie selten einer.

Johannes Wallstein

KARL MAYER: **Aus Kirchheims Vergangenheit.** Auf Grund handschriftlicher und gedruckter Quellen. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1913. Jürgen Schweier Verlag Kirchheim u. Teck 1980, 263 Seiten. Zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 36,-

Der Autor wurde 1877 in Hausen (Kreis Heilbronn) geboren. Er kam 1902 als Mittelschullehrer nach Kirchheim. Da ihm die Unterrichtsmaterialien seiner Fächer Heimatkunde und Geschichte für seine Schüler zu langweilig und trocken erschienen, begann Mayer in Archiven und Chroniken zu forschen und bereitete das dort Gefundene mit schulmeisterlicher Akribie und erzählerischem Können auf zu einem Lehrstoff, wie er ihn sich vorstellte – und der bildete dann den Grundstock für das spätere Buch.

Mayers Absicht war es, so kann man dem Vorwort entnehmen, *alte interessante Ereignisse und Bilder der historisch so reichen Vergangenheit unserer engsten Heimat der Vergessenheit zu entreißen, sie festzuhalten und in wohlgeordneter Form den Mitbürgern zu überreichen.*

Mit diesem Neudruck wird dem heimatgeschichtlich Interessierten eine Stadtgeschichte zugänglich gemacht, die nicht nur für die Leute rund um die Teck lesenswert sein könnte. Alte, lithographierte Stadtansichten auf den Vorsatzblättern des Buches und ein reichhaltiger Bildanhang mit alten Stichen und historischen Fotografien machen die Darstellung für den heutigen Leser besonders anschaulich und erleichtern es, die Verbindung von der dargestellten Geschichte über die Zeit Karl Mayers hinweg bis zur Gegenwart herzustellen.

Helmut Grau

MARY HAEGELE: **Die Porcellainer zu Göppingen.** Ein Beitrag zur Geschichte der Göppinger Fayencemanufaktur des 18. Jahrhunderts. Alfred Kümmerle Göppingen (o. J.). 118 S., Abbildungen. Broschiert DM 34,-

Als zu Beginn des 18. Jahrhunderts das Porzellan seinen Siegeszug durch die höfische Welt antrat, versuchten die noch immer dem alchimistischen Denken verhafteten, ehrgeizigen Töpfer sich dieser Entwicklung anzupassen, indem sie sich nun vermehrt «Porcellainfabrikanten», «Porcellainhafner» oder auch einfach «Porcellainer» nannten. Darin sah auch die Göppinger Hafnerfamilie Bliedehäuser einen Weg, sich auf die Neuerungen einzustellen. Es gelang ihr, 1741 ein Privileg von Herzog Karl Friedrich zum Betrieb einer Fayence-Manufaktur in der Göppinger Vorstadt zu erhalten, mit der sie versuchte, die Grenzen ihres kleinbürgerlich-bäuerlichen Daseins zu sprengen. Im Laufe der drei Generationen lang bestehenden Manufaktur ist dies jedoch nie gelungen; die Göppinger «Porcellain-Fabrik» blieb stets mehr oder weniger eine armseelige Hafnerwerkstatt, die es nie zu beachtlichen künstlerischen Leistungen brachte. In dieser Broschüre wird ihre wechselvolle Geschichte bis in die Tage des Niedergangs zu Anfang des 19. Jahrhunderts nachgezeichnet. Darüber hinaus liefert die Autorin einen interessanten Beitrag zum absolutistischen Manufakturwesen und schließt auch eine Darstellung der Fayence-Technik mit ein. Der Leser erfährt vieles von der Trostlosigkeit des Daseins sich abmühender Handwerker vor zweihundert Jahren, deren Produkte damals nur schwer abzusetzen waren und heute bei Kennern zu den gesuchten Kostbarkeiten zählen.

Werner Frasch

WOLFRAM BUFF, FRITZ HARTMANN, HERMANN MÜLLER, MARGARETE STÜTZLE: **Isny im Allgäu.** Verlag Holzer Weiler im Allgäu, 1980. 72 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 24,-

Mit manchen anderen Allgäustädtchen kann Isny sich messen, was Geschichte, Stadtbild, Sehenswürdigkeiten oder Fremdenverkehrszuspruch angeht. Nur ein richtig schöner Bildband – gleichermaßen geeignet zum Werben, als Geschenk, als Erinnerungshilfe oder als Mitbringsel –, der kann erst jetzt vorgewiesen werden. Vergleich auch hier nun mit den entsprechenden Büchern anderer Allgäustädtchen? Dabei käme höchstens heraus, daß man selten einen so redseligen, informationsarmen Einführungstext gelesen hat. (In manchen Bildlegenden findet er eine angemessene Fortführung.) Ja, und dann gibt es eben eine Anzahl von schönen, bunten Bildern mit viel Stimmung, Idylle und Romantik und – nicht zu vergessen – mit deutlichen Hinweisen auf das, was Isny seinen Kurgästen und Ferienbesuchern außer Stadtidyll und Landschaftszauber zu bieten hat: Spaß und Sport, Skilauf und Radfahren, Wandern und Schwimmen. Für die Besucher aus dem Ausland gibt es sogar noch knapp zusammengefaßte Informationen in englisch und französisch (und eine dieser beiden Sprachen hat ja wohl auch jeder deutsche Besucher gelernt zu haben). Alles in allem steht dieser Band mit seinen teils stimmungsvoll ansprechenden, teils informa-

tiven und teils konventionellen Bildern in einem nicht zu übersehenden Gegensatz zu dem unkompliziert freundlichen Eindruck, den Isny sonst meistens mit Plakaten und Prospekten und im bürgerlichen Leben der Stadt zu verbreiten und zu bestärken sucht.

Johannes Wallstein

GÜNTER SCHMITT: **Nürtingen in alten Ansichten.** Senner-Druck Nürtingen 1980. 96 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Gebunden

Die ehemalige Oberamts- und spätere Kreisstadt Nürtingen hat wie viele andere württembergische Städte vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg einen einschneidenden Wandel im Stadtbild, in der Zusammensetzung der Bevölkerung und in den Lebensgrundlagen ihrer Bewohner erfahren. Sicherlich ist es nicht übertrieben, zu sagen, daß sich in den vergangenen Jahrzehnten mehr verändert hat als in Jahrhunderten zuvor. Wie es in diesem ehemaligen Städtchen, das vor rund einhundert Jahren gerade 5000 Einwohner zählte, vor einem Menschenalter noch aussah, wird in diesem Band an zahlreichen Fotos – auch aus Privatbesitz, was von besonderem Reiz ist – illustriert. Das Stadtbild ist ländlich und kleinstädtisch geprägt, und die abgebildeten Personen wirken mit ihrer altmodischen Kleidung und ihren ersten Gesichtern manchmal wie aus einem fernen Jahrhundert.

Sympathisch an diesem Band ist, daß die Bilder mit teilweise ausführlichen Texten versehen sind, die durchweg auch Bezüge zur Gegenwart herstellen. Dies wird beim Einheimischen sicherlich Erinnerungen wecken, für den Außenstehenden ist es jedoch zu wenig, um Näheres über die Entwicklung dieses Gemeinwesens zu erfahren. Trotzdem vermittelt der Band etwas über vergangene Lebensverhältnisse in Häusern, Straßen und auf Plätzen, über die Arbeitswelt in Fabriken und Handwerksbetrieben sowie über das mitmenschliche Zusammenleben. Solche Entwicklungen vermehrt darzustellen und aufzuzeigen, durch die politische und soziale Veränderungen bewirkt wurden, und zugleich nostalgischer Verklärung entgegenzuwirken, sollte heute Anliegen jeder geschichtlichen Darstellung sein.

Werner Frasch

Geschichte und Kulturgeschichte

WOLFGANG KASCHUBA und CAROLA LIPP: **1848 – Provinz und Revolution.** Kultureller Wandel und soziale Bewegung im Königreich Württemberg. (Untersuchungen des Ludwig Uhland-Instituts der Universität Tübingen. Band 49) Vereinigung für Volkskunde Tübingen 1979. 267 Seiten. Broschiert DM 26,-

Die Autoren sagen über ihre Untersuchung, sie sei *kein fertiges Produkt*. Wenn sie damit entschuldigen, daß die *Enden mancher Untersuchungsstränge noch ziemlich frei und unverknüpft daliegen*, dann kann man das vielleicht noch hinnehmen. Doch wenn sie dem Leser unverblümt klarmachen, daß sie in der vorliegenden Untersuchung *bewußt*

nicht den Schwerpunkt der Darstellung auf die politischen Vorgänge der Revolutionsjahre selbst gelegt, sondern sich zunächst vielmehr ausführlich mit der ökonomischen, sozialen und politischen Vorgeschichte dieser Jahre 1848 und 1849 beschäftigt haben, dann fragt man sich zu Recht, warum sie dies nicht im Titel oder einem entsprechenden Untertitel ausgewiesen haben. Sicher, eine historisch fundierte Darstellung der sozio-ökonomischen Verhältnisse des Vormärz muß geleistet werden, ja, die braucht der Leser als notwendigen Verständnishintergrund – aber die ganze Untersuchung nur Vorarbeit? Und das, was die Autoren selbst als ihr *wesentliches Erkenntnisinteresse* formulieren, nämlich, *die vorrevolutionären Biographieabschnitte bekannter und (fast) anonymer lokaler Revolutionsakteure – und auch distanzierter «unrebellischer» Zeitgenossen – hinsichtlich ihrer Herkunft, ihrer Vorerfahrung, ihres Verhaltens zu verklammern mit ihrem Agieren und ihrem Erfahrungs- und Lernprozeß in jenen Konfliktsituationen*, diese Analyse bleiben die Autoren schuldig und die soll, so das Schlußwort, auf *die zweite Folge* verschoben werden – wenn's also interessant wird: Fortsetzung folgt?

Doch aus der «Unvollendetheit» ihrer Untersuchung leiten die Autoren resümierend folgende – und auch wohl die zentralste – Erkenntnis ihrer Arbeit ab: *daß sich so wie die Revolutionen auch ihre Analysen nicht an einem Tag bewerkstelligen lassen.* (1848 ist ja auch erst 133 Jahre her!) Nur gut, daß es in Deutschland so selten Revolutionen gibt; die empirischen Kulturwissenschaftler kommen jetzt schon kaum mit dem Analysieren nach!

Helmut Grau

CHRISTIAN LUDWIG BRÜCKER: **Eingliederung donauschwäbischer Kulturerbes.** Schulpraktische Themen und Unterrichtsskizzen. (Donauschwäbisches Archiv Reihe I: Schriftenreihe der ADL, Band 6). AG Donauschwäbischer Lehrer im Südostdeutschen Kulturwerk München 1977. 240 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert.

Ziel dieses Buches ist es, die *einschlägigen Richtlinien der Kultusministerkonferenz, der Landesunterrichtsministerien, die Angebote der Lehrpläne und Lehrbücher für die unterrichtliche Behandlung der Donauschwaben und ihrer Heimatgebiete in schulpraktische Hilfen* umzusetzen. Es geht dabei, wie es im Vorwort heißt, nicht um revanchistische Ambitionen und auch nicht um die *Entfachung chauvinistischer Leidenschaften*, sondern vielmehr darum, *der Jugend geschichtliche Zusammenhänge aufzuweisen und kulturhistorische Werte zu vermitteln*. Dazu werden in insgesamt 41 Kapiteln Themenbereiche aus der donauschwäbischen Geschichte unter didaktischen Gesichtspunkten aufbereitet; den meisten Darstellungen gehen Überlegungen zum schulpraktischen Einsatz voraus und sind Hinweise für die Nachbereitung beigegeben. Die behandelten Themen stammen aus der Geschichte der Donauschwaben, aus ihrem Volksleben und aus der jüngsten Vergangenheit. Über ihre eigentliche Zielsetzung hinaus ist die Veröffentlichung auch eine Einführung in die Kulturgeschichte der Donauschwaben.

Werner Frasch

VERENA de BREUYKER: **Vom Zauber alter Bürgerhäuser.** Bibliothek Rombach. Die Bildsachbücher. Verlag Rombach Freiburg 1981. 80 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden DM 19,80

Von den neuen, preisgünstigen «Bildsachbüchern der Bibliothek Rombach» wurden in diesen Blättern schon einige Titel genannt. Der Titel des neuesten Bandes und der Waschzetteltext (*Kaum zu zählen sind die Bücher, welche die Pracht von Schlössern und Palästen rühmen – wenig aber wurde bisher über die vielfältigen Reize alter Bürgerhäuser veröffentlicht. In gut hundert Abbildungen zeigt sie der vorliegende Band auf . . .*) reizen zum Blättern, ein paar vertraute Bilder – aus Bietigheim oder Lindau, Tübingen oder Mosbach – könnten verlocken zu eingehender Beschäftigung. Davon allerdings rät dann das Zwischenstadium interessierten Aufmerkens wieder ab: wenn in Straßburg eine *französische Fachwerkvariante* entdeckt wird, wenn die Bilder des Hauses «zum Riesen» in Miltenberg, das Kammerzellsche Haus in Straßburg und das Rathaus von Großbottwar im Text begleitet werden von ausführlichen Erläuterungen über die Architektur des Palladio (von dem kein einziges Beispiel abgebildet wird), wenn man *Fundament* liest, wo's Unter- oder Erdgeschoß heißen müßte, wenn man ein Ortsregister vermißt, dafür aber unter der Überschrift *Begriffe der Architektur und Baugeschichte* Erläuterungen zu so simplen «Fachwörtern» wie *Balkon* (als *Deckenauskrangung*), *Burg*, *Dach*, *Dachstuhl*, *Decke*, *Fassade*, *Freitreppe*, *Funktion* (*Zweckerfüllung*) u. dgl. m. gefunden hat, dann ist der kritische Blick so sehr geschärft, daß man sich kaum noch mit dem Band anfreunden kann.

Das wird wohl vor allem der Verlag zu verantworten haben, der bei so niedrig gehaltenem Preis kaum für eine ausgewogene Auswahl und für gleichbleibende Qualität der Abbildungen oder für eine bessere Abstimmung zwischen diesen und dem Text sorgen oder wenigstens koordinierende Orts- und Baumeisterregister beifügen konnte. Außerdem hat er wohl das Programm zu weit gefaßt: Bürgerhäuser aus fast ganz Europa und aus allen Epochen und dazu die Stadtschlösser des Patriziats, die Zunft- und Rathäuser – das konnte nur zu einem Sammelsurium führen, mit dem niemandem – und keiner Sache – gedient ist. Willy Leygraf

KONRAD KRIMM, HERWIG JOHN: **Herr Biedermeier in Baden.** Konrad Theiss Verlag Stuttgart 1981. 215 Seiten mit 16 Farbtafeln. Leinen DM 28,-

Schade, daß man aus diesem Buch kein allgemein anwendbares Rezept ableiten kann für die Darstellung anderer Zeiten, anderer Länder, damit nämlich auch die eine so treffgenaue und lese-erfreuliche Darstellung finden könnten. Aber da mußte schon einiges glücklich zusammenfinden, nicht nur das einmalige Entsprechungspaar Biedermeier-Baden, vor allem auch die Autoren mit ihrer Sachkenntnis, ihrem Spürsinn und ihrer geschickten, zurückhaltend kommentierenden Art, mit der sie die für sich selbst sprechenden – oft bislang ungedruckten – zeitgenössischen Aussagen präsentieren; und nicht zuletzt bestimmend für das Ganze sind die köstlichen Zizenhauser

Terrakotten, deren Wiedergaben den Text begleiten, illustrieren, anschaulich machen. Zu bescheiden bezeichnen die Autoren ihr Buch als eine Quellensammlung – viel eher handelt es sich um eine kunstvolle Collage aus gedruckten und ungedruckten Quellen, und sie übertreiben wirklich nicht, wenn sie's ein kleines badisches Welttheater nennen. Dessen Vielfalt sei hier wenigstens angedeutet durch eine kleine Auswahl von Stichworten aus dem Inhaltsverzeichnis: *Herr und Frau Biedermeier – Der erste badische Frauenverein – Badisch-deutsches Gloria in der Schule – Kinderarbeit – Langhaarige Studenten – Schauspieler und ihr Publikum – Politische Professoren – Katholische Geistliche im Kirchenstreit – Über die Leiden und Freuden des Lehrerstandes – Beamte und Offiziere – Der Thron und die Bürger – Grundbesitzer, Bauern, Knechte – Kaufleute, Bankiers, Juden – Handwerker und Arbeiter – Ende der Idylle.*

Willy Leygraf

Lebensbilder

WALDEMAR KRAMER: **Johannes Parsimonius.** Leben und Wirken des zweiten evangelischen Abtes von Hirsau (1525–1588). Verlag Waldemar Kramer Frankfurt am Main 1980. 458 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 48,- Das Jahrhundert der Glaubensreformation war auch die Zeit des sozialen Umbruchs. So wie sich das Bild von Gott, Papst und Kirche wandelte, wandelte sich auch das Bild von der Gottgegebenheit irdischer Verhältnisse.

Der Bauernkrieg, der 1524 aufflackerte und ein Jahr später ganz Süddeutschland wie ein Flächenbrand bedeckte, war ein Fanal der sozialrevolutionären Grundstimmung dieser Jahrzehnte. Die Theologie engagierte sich in diesem Streit, wo nicht, wurde sie in ihn hineingezogen. Martin Luther und Thomas Müntzer waren Exponenten der neuen Theologie des Protestantismus.

Im Jahr vor Müntzers Hinrichtung wurde in Augsburg Johannes Karg geboren, der sich als späterer Abt von Hirsau Johannes Parsimonius nannte, ein Mann, dessen persönlicher Werdegang von der Reformation des Glaubens wie der Gesellschaft durchdrungen war. Parsimonius' Vater war Zunfthandwerker, und es war zu jener Zeit keineswegs üblich, daß ein Handwerkersohn die Universität beziehen konnte. 1539 begann Parsimonius in Tübingen sein Studium; nach seiner Promotion zum Magister artium wechselte er von Tübingen nach Wittenberg, um sich in die Lehre Philipp Melanchthons zu begeben. 1546, im Jahr von Luthers Tod, an dessen Beerdigung er teilnahm, kehrte Parsimonius von Wittenberg nach Augsburg zurück, um dort als Diakon zu wirken. Als 1548 das Interim eingeführt wurde, floh er aus Augsburg und verdiente seinen Lebensunterhalt für ein Jahr als Sprach- und Musiklehrer in Basel. 1549 kehrte er zum dritten Mal in seine Geburtsstadt zurück und gründete eine Privatschule zur humanistischen Bildung Augsburger Patriziersöhne. Doch es hielt ihn nicht länger als drei Jahre, dann verließ er Augsburg zum letzten Mal und trat in den württembergischen Kirchendienst ein. Nach dem Dienst in verschiedenen Ämtern in Tübingen, Blaubeuren, Cannstatt, Waib-

lingen und Winnenden wurde er schließlich zweiter evangelischer Abt in Hirsau. Ließen ihm die alltäglichen Widrigkeiten seiner Prälatur Zeit, dann war er schriftstellerisch tätig, und zwar mit großem Fleiß. In seinen beiden letzten Lebensjahrzehnten schrieb er zahllose Predigten, Bibelkommentare und war hauptsächlich als Historiograph seiner eigenen sowie vergangener Zeiten tätig. Seine «Chronologia» und sein «Onomasticum historicum», in denen er die europäische Geschichte von der Antike bis ins Mittelalter abhandelte, sind von jener Präzision geprägt, die dem Humanismus zueigen ist: Stammbäume, Lebensläufe, Anmerkungen, Bibliographie, Personenverzeichnis und genaueste Beschreibung historischer Vorgänge kennzeichnen seinen wissenschaftlichen Stil.

Eine von Parsimonius' Schriften gelangte im Nachhinein aus kunsthistorischen Gründen zu Ehren: Im Jahr 1773 schrieb Gotthold Ephraim Lessing in den Veröffentlichungen «Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek Wolfenbüttel» ein Kapitel über «Ehemalige Fenstergemälde im Kloster Hirsau»: Als das Kloster im Jahr 1692 von den Franzosen zerstört worden war, waren auch die aus dem Mittelalter stammenden Kirchenfenster zu Bruch gegangen. Natürlich wußte im 18. Jahrhundert niemand mehr, wie sie ausgesehen hatten. Lessing konnte nun aber glücklicherweise für seine rekonstruierende Beschreibung der Fenstergemälde auf eine Klostergeschichte zurückgreifen, die Parsimonius hinterlassen hatte.

Waldemar Kramers Sammlung von Texten und seine kommentierenden Ergänzungen machen Johannes Parsimonius als einen typischen Gelehrten und Kirchenmann seiner Zeit erkennbar, der seinen zwar nicht spektakulären, aber doch deutlichen Anteil am Fortgang des geistigen Geschehens gehabt hat.

Kurt Oesterle

KLARA NESTLE (Hg): **Karl Christian Planck**. Philosoph, Prophet und Vorbild (1819 bis 1880). Vaas Verlag Ulm 1980. 80 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Kartoniert

Karl Christian Planck wurde 1819 in Stuttgart geboren; er wuchs in Blaubeuren auf, wo sein Vater Kameralverwalter war, und wurde in die in Schwaben so traditionsreiche Ausbildungslaufbahn der evangelisch-theologischen Seminare geschickt, die mit dem Abschluß des Theologiestudiums im Tübinger Stift endete. Zuerst verdiente er sich seinen Unterhalt als Pfarrverweser in Bläubeuren, dann als Repetent im Tübinger Stift. Später war er Gymnasiallehrer in Ulm und Professor am Theologischen Seminar in Blaubeuren; seine letzten Lebensjahre verbrachte er als Ephorus des Evangelischen Seminars in Maulbronn. Zu allen Zeiten arbeitete er nebenher unablässig an seinen Veröffentlichungen. Im Jahr 1852 erschien sein erster theoretischer Versuch, der «Katechismus des Rechts». Darin konzipierte er eine Welt – und Rechtsordnung, die auf zwei Grundzügen basiert: zum einen auf dem Entwurf eines universalen Weltstaats, der sich und alle ihm untergeordneten Einzelstaaten zur gerechten Verteilung seiner Güter verpflichtet; zum anderen soll das sich immer mehr vom Volk absondernde Beamtenamt abgeschafft werden,

Legislative und Exekutive sollen in einem parlamentarischen System zusammenfallen, das sich aus den Berufsständen einer Nation zusammensetzt. Diesem Parlament sollen Polizei, Rechtspflege und Finanzwesen unterstellt sein. Der Staat hat, sofern er überhaupt noch einer ist, die Rolle eines Wohlfahrtsstifters übernommen. Der einzelne Bürger ist mit seiner Arbeit der sittlichen Gemeinschaft verpflichtet, die ihm das Recht auf so viel Grundbesitz einräumt, wie er seinen Fähigkeiten gemäß bearbeiten kann. Oder, und das betrifft den städtischen Menschen, er bekommt vom Staat Kapital zum Betreiben eines Gewerbes zur Verfügung gestellt. Dabei gilt der Grundsatz: *Keinerlei bürgerliche Beschäftigung kann bloßer Privaterwerb, sondern muß ein dem sittlich-rechtlichen Gesamtzweck dienender Beruf sein*. Überraschend an Karl Christian Planck ist seine denkerische Vielseitigkeit, zu der die philosophische Abstraktion ebenso gehört wie die politische Überlegung. Nur wenig in seinem Systementwurf hat an Aktualität eingebüßt. Das läßt diese Publikation erneut erkennen.

Kurt Oesterle

WILHELM KOHLHAAS (Hg): **Wachtmeister Peter mit und gegen Napoleon**. Mit 63 Bildern nach Lithographien von C. W. Faber du Faur und anderen. J. F. Steinkopf Stuttgart 1980. 120 Seiten. Leinen DM 39,-

Sollte man glauben, daß die Völker in mehreren tausend Jahren in ihrer Bildung noch nicht weiter vorgerückt sind, daß sie noch so ein Unding eines Krieges hervorrufen oder aufkommen lassen? Solche Überlegungen stellte Benedict Peter noch in dem *scheußlichen Infantriefeuer* während der Völkerschlacht bei Leipzig an. Zumindest notiert er sie später, als er – nunmehr *pensionierter Oberwachtmeister* – seine Erinnerungen teils diktierte, teils eigenhändig aufschrieb.

Wilhelm Kohlhaas hat diese Erinnerungen eines Soldaten des Herzogs, Kurfürsten und späteren Königs Friedrich I., der die napoleonischen Kriege auf beiden Seiten – wie der König befahl – erlebt hat, neu herausgegeben und mit so gründlichen wie verständnisvollen Anmerkungen versehen. Man wird kaum sonst eine so eindringliche Schilderung der Ereignisse in Moskau, an der Beresina oder bei Leipzig lesen. Wachtmeister Peter beschreibt das alles nicht nur aus der Sicht eines Soldaten, der es selbst erleben und erleiden mußte, er beobachtet so aufmerksam und kommentiert so klug, daß über die Ereignisse hinaus sowohl Hintergründe und Zusammenhänge als auch die Auswirkungen auf den «gemeinen Mann» erkennbar werden.

Maria Heitland

ROLF ITALIAANDER: **Ferdinand Graf von Zeppelin**. Reitergeneral, Diplomat, Luftschiffpionier, Bilder und Dokumente. Verlag Friedrich Stadler Konstanz 1980. 191 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Leinen DM 39,80

Es ist noch gar nicht lange her, da war anzuzeigen, daß Rolf Italiaander unter dem Titel «Hugo Eckener, ein moderner Columbus» mit Bildern und Dokumenten ein wichtiges Kapitel Luftfahrt- und Zeitgeschichte anschau-

lich macht. Nun folgt der «verrückte Graf» selbst. Wieder bedient sich der Autor der gleichen Technik: er läßt ausführlich Dokumente in Text und Bild vermitteln, was zu vermitteln ist, und hält sich selbst zurück, verzichtet auf breit angelegtes Erzählen, läßt sich nicht verleiten zu besserwisserhaftem Kommentieren. Die Aufgabe war nicht ganz einfach: schließlich sollte nicht nur ein Kapitel Luftschiffbau geschrieben, sondern auch Zeppelin nach seinem ganzen Werdegang und in aller Vielfältigkeit seiner Persönlichkeit erkennbar werden. Nicht geringen Umfang haben deshalb auch die Kapitel, die sich mit Kindheit und Jugend, mit Familie und Erziehung des Grafen beschäftigen oder mit seiner militärischen Laufbahn. Und hier muß natürlich auch die abenteuerlichste Episode ausführlich erzählt, d. h. vorgeführt werden im Bericht eines Beteiligten: der Entdeckungsrift hinter die französischen Linien zu Beginn des Krieges von 1870/71. Da verschweigt Italiaander übrigens auch nicht die gelegentlich doch recht selbstgefälligen Anmerkungen, mit denen Zeppelin nach fast dreißig Jahren diesen Bericht versehen hat, – so wenn der Bericht vermeldet, ein Franzose wurde vom Pferde gehauen und in der Fußnote heißt's dann von mir. Z. – oder noch deutlicher: zu der Stelle im Bericht *da lag ein Franzose tot da, es war der Vizewachtmeister* erzählt der Held: *Ich hatte ihn mit meinem zweiten Schuß ins Herz getroffen. Der erste Schuß war vorbeigegangen; ich schämte mich dessen und zielte nun vollkommen sicher. Z.* Aber vielleicht wird da die Haltung erkennbar, aus der heraus dieser Z. die Energie aufbrachte, die zur Durchsetzung und Verwirklichung seiner Idee vom starren, aber lenkbaren Luftschiff nötig war. Insgesamt: ein eindrucksvolles und informationsreiches Lebens- und Charakterbild des Grafen Zeppelin, der – zumindest in Friedrichshafen und Umgebung – weit über die Epoche der Luftschiffahrt hinaus fortwährend Wirkung hat.

Johannes Wallstein

Periodica

Jahrbuch für schwäbisch-fränkische Geschichte. (29–1979/81). Historischer Verein Heilbronn 1981. 248 S., 93 Abbildungen. Gebunden

Reichhaltig und gediegen ist auch der neue Band dieser Reihe: Helmut Schmolz schildert Wachsen, Anfänge und Verlauf der Reformation in Heilbronn; es handelt sich bei diesem Text um die Festansprache zur Feier der 450. *Wiederkehr der Einführung der Reformation in der Reichsstadt Heilbronn und ihrem Gebiet.* – Einen Beitrag zur Sozialgeschichte leistet Karl H. Mistele, indem er *Die neue Gasse in Heilbronn um 1400* bevölkerungs- und vermögensgeschichtlich untersucht. – Heribert Hummel beschäftigt sich mit dem Heilbronner «Belial», einer illustrierten Handschrift im Stadtarchiv, Hubert Weckbach ist gleich mit mehreren Beiträgen vertreten: *Herbstseggen, St. Urban – Schutzpatron der Weingärtner* und . . . *einer der geistvollsten Naturforscher aller Zeiten* (über Robert Mayer). Von Helmut Sembdner lesen wir den Festvortrag über *Kleist und sein Käthchen von Heilbronn*, den er anlässlich des 200. Geburts-

tages Heinrich von Kleists gehalten hat. – Karl-Heinz Dähn führt in das *Unbekannte Burgenland der Löwensteiner Berge.* – Walter Gerd Fleck schreibt über *Die evangelische Laurentiuskirche in Lehrensteinsfeld bei Weinsberg.* – Karl Hugo Popp und Hans Riexinger untersuchen anhand der *ältesten Dokumente* die Geschichte der *frühen Grecken von Kochendorf*, Jutta Schedler sichtet und ordnet die *Steinmetzzeichen an der Stadtkirche St. Johannes zu Weinsberg*, Robert Koch steuert Anmerkungen bei über *Mittelalterliche Gefäßdeckel aus dem Neckargebiet.* – Vereinsbericht, Mitgliederverzeichnis und ein reicher Bildteil runden den vielseitigen Band ab.

Johannes Wallstein

Allmende. Eine alemannische Zeitschrift (Jahrgang 1, Heft 1). Jan Thorbecke Verlag Sigmaringen 1981. 158 Seiten, broschiert DM 26,- (Einzelheft, im Abonnement DM 22,-)

Als eine *internationale Heimatzeitschrift* wurde sie angekündigt, im Untertitel nennt sie sich eine *alemannische Zeitschrift*. Eine weitere Zeitschrift also aus dem «Dreyeckland»? Jedenfalls eine mit hohem Anspruch: Allmende – inhaltlich würde wohl der Begriff «Hart», also die von den berechtigten Genossen aus verschiedenen Gemeinden gemeinsam genutzte «Gemeinmark», eher treffen als Allmende, aus der ja nur die Angehörigen jeweils eines Dorfes ihren gemeinsamen Nutzen ziehen – Allmende also sieht sich als *eine Reaktion auf das, was unter Heimat alles gehandelt wird, und soll mit Kultur und Geschichte einer Region neu konfrontieren – literarisch wie publizistisch und essayistisch. Allmende als Versuch, eine Landschaft zu sich kommen zu lassen.* Mit dem ersten Heft wird der Anspruch bekräftigt, das zeigt schon die Aufzählung einiger Themen und Autoren: Adolf Muschg fragt *Alle Mannen alle?*, Hermann Bausinger schreibt über *Heimatsprachen*, Matthias Spranger – der andere Redakteur neben Manfred Bosch – gab seinem Beitrag den Titel *Fortschreitende Unverbindlichkeit oder: Über den Umgang mit Erinnerungen.* Von André Weckmann lesen wir einen Beitrag mit dem Titel *Elsaß: Von der Selbstaufgabe zur Konvivialität?* und Walter Dirks wendet sich Joseph Wirth zu. Einen Satz von Adolf Muschg sollte man – und vielleicht etwas erweitert – den Herausgebern und Redakteuren zu bedenken geben, denn er nennt die Klippe, an der auch ihr Boot Schaden nehmen könnte: *Ich mißtraue der eigenen Mundart* (und der allzu sehr akzentuierten neuen Heimatbemühung), *wenn sie sich zur Ideologie herausputzt . . .* Bleibt abzuwarten, ob Allmende nur in diesem programmatischen ersten Heft oder auf die Dauer durch eine gewisse Kopflastigkeit, durch ein Übermaß an Reflexion und Abwägen bestimmt wird. Ein wenig mehr auch bescheiden Darstellend-Beschreibendes über Handfestes, Konkretes aus dieser übernationalen alemannischen Heimat könnte nicht nur den Gedanken festeren Anhalt geben, es würde sie auch leichter überprüfbar machen. Und außerdem bestünde vielleicht die Chance, dadurch an Leser heranzukommen, die nicht nur reflektierend und rasonierend (*literarisch, publizistisch und essayistisch*) mit dieser Heimat umgehen und deshalb wissen

wollen, wie alles geworden ist, warum alles so ist, wie alles werden könnte – kurz: an Mitbürger, die an *Heimatkunde* interessiert sind.

Willy Leygraf

Sindelfinger Jahrbuch 1979. (Band 21) Stadt Sindelfingen 1980. 406 S., zahlreiche Abbildungen. Broschiert
Den größten Raum beansprucht der Jahresbericht der Stadtverwaltung; er ist aufgegliedert nach Dezernaten und Ämtern und wird ergänzt durch Berichte aus den Ortsteilen Darmsheim und Maichingen sowie über die Freiwillige Feuerwehr und das Stadtmuseum. Eine Reihe von Einzelberichten spiegelt das *Leben der Stadt Sindelfingen*. Die Abteilung *Aus der Geschichte der Stadt Sindelfingen* ist diesmal ganz dem *Stadtgeschichtlichen Weg durch die Altstadt Sindelfingen und der Ortskerne Maichingen und Darmsheim* gewidmet; Eugen Schempp gibt einen reich bebilderten Führer all denen an die Hand, die sich auf diesem Weg ein paar weiterführende Auskünfte wünschen. Biographien und die lebhaften Sindelfinger Partnerschaftsaktivitäten beschließen den Band zusammen mit einem Inhaltsverzeichnis der Jahrbücher von 1968 bis 1978, das deren Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit deutlich erkennen läßt.
Johannes Wallstein

Zeitschrift für Hohenzollerische Geschichte. 15. Band – der ganzen Reihe 102. Band. Herausgegeben vom Hohenzollerischen Geschichtsverein Sigmaringen 1979. 188 Seiten, 4 Abbildungen. Broschiert
Aus der Vielzahl der Aufsätze (Corbinian Gindele: *Beuroner Büchereigner des 16. Jahrhunderts* / Richard Schell: *Fidelitas Coronata – Gekrönte Treue* / Bernhard Theil: *Straßberg und Hohenberg. Bemerkungen zur Territorialpolitik Vorderösterreichs am Beispiel Sigmaringer Quellen* / Casimir Bumiller: *Die Junginger Audienzprotokolle von 1751–1775. Strukturen, Szenen und Personen aus dem dörflichen Alltag im 18. Jahrhundert* / Otto H. Becker: *Die hohenzollerischen Fürstentümer und die Mediatisierung der freien Reichsritterschaft in Schwaben 1805/06. Beobachtungen zur Rechts- und Verfassungsgeschichte ritterschaftlicher Herrschaften* / Maren Kuhn-Rehfus: *Der Prinzenbau in Sigmaringen. Versuch einer Baugeschichte*) sei nur einer besonders hervorgehoben, weil er ein sonst selten behandeltes Kapitel regionaler Geschichte aufschlägt: Fritz Kallenberg schreibt über *Landesgeschichte in Hohenzollern. Der hohenzollerische Geschichtsverein im Spannungsfeld von Lokalpatriotismus und Geschichtswissenschaft*. Man muß erläuternd hinzufügen: hier geht es vor allem um Vorgeschichte, Gründung und Anfänge des Vereins. Dabei wird die besondere Situation Hohenzollerns deutlich: obwohl seine Geschichte nicht herauszulösen ist aus der des inzwischen fast ganz württembergisch gewordenen Umlandes, kommt es nicht zu einer gemeinsamen Bemühung um die Landesgeschichte, in dem man etwa einen Zweigverein des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins gegründet hätte. Andere Orientierungen (die Württemberger waren besonders an

den Altertümern, den Denkmälern der Geschichte, interessiert, in Hohenzollern sollten Geschichtsforschung und -schreibung im Vordergrund stehen) scheinen eher vorgeschoben zu sein: Namen wie Stillfried und Maercker lassen erkennen, daß es vor allem um den preußisch-hohenzollerischen Patriotismus der Zeit und um dessen historische Begründung geht. Bemerkenswert, daß bedenkliche und befremdete Stimmen aus Freiburg kamen, wo man die Geschichte Hohenzollerns lieber im Zusammenhang der gemeinsamen Diözesangeschichte dargestellt wissen wollte. Über Hohenzollern hinaus interessant und stellenweise bis heute fortwirkend ist die Beziehung zwischen bürgerschaftlichem und öffentlichem (damals: obrigkeitlichem) Interesse an «vaterländischer Geschichte». Gerade die daraus sich ergebenden Folgen (Spannungen, Auseinandersetzungen, Abhängigkeiten?) werden wesentliche Erhellungen erfahren, wenn die Darstellung bis an die Gegenwart herangeführt – und damit vielleicht auch eine Diskussion ausgelöst wird über den Sinn vielfältig-getrennten geschichtsforschenden Bemühens innerhalb von territorialen Grenzen, die es so nicht mehr gibt.
Johannes Wallstein

Weitere Titel

ERWIN PROBST: **Karl Ritter von Pauerspach und seine Thurn-und-Taxischen Postvisitationen 1782/1783.** Eine Hauptquelle zur Geschichte der Thurn-und-Taxis-Post im süddeutschen Raum. (Studien und Quellen zur Postgeschichte 2). Verlag Laßleben Kallmünz 1979. 34 Seiten. Broschiert DM 6,80

KLAUS HERRMANN: **Die Thurn-und-Taxis-Post und ihre Beziehungen zur Bodensee-Dampfschiffahrt.** (Studien und Quellen zur Postgeschichte 3). Verlag Laßleben Kallmünz 1980. 22 Seiten, 4 Abbildungen. Broschiert DM 5,80
OTTO WERMUTH: **Wir haben's gewagt! Die badisch-pfälzische Revolution 1849.** Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1980. 235 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 28,-

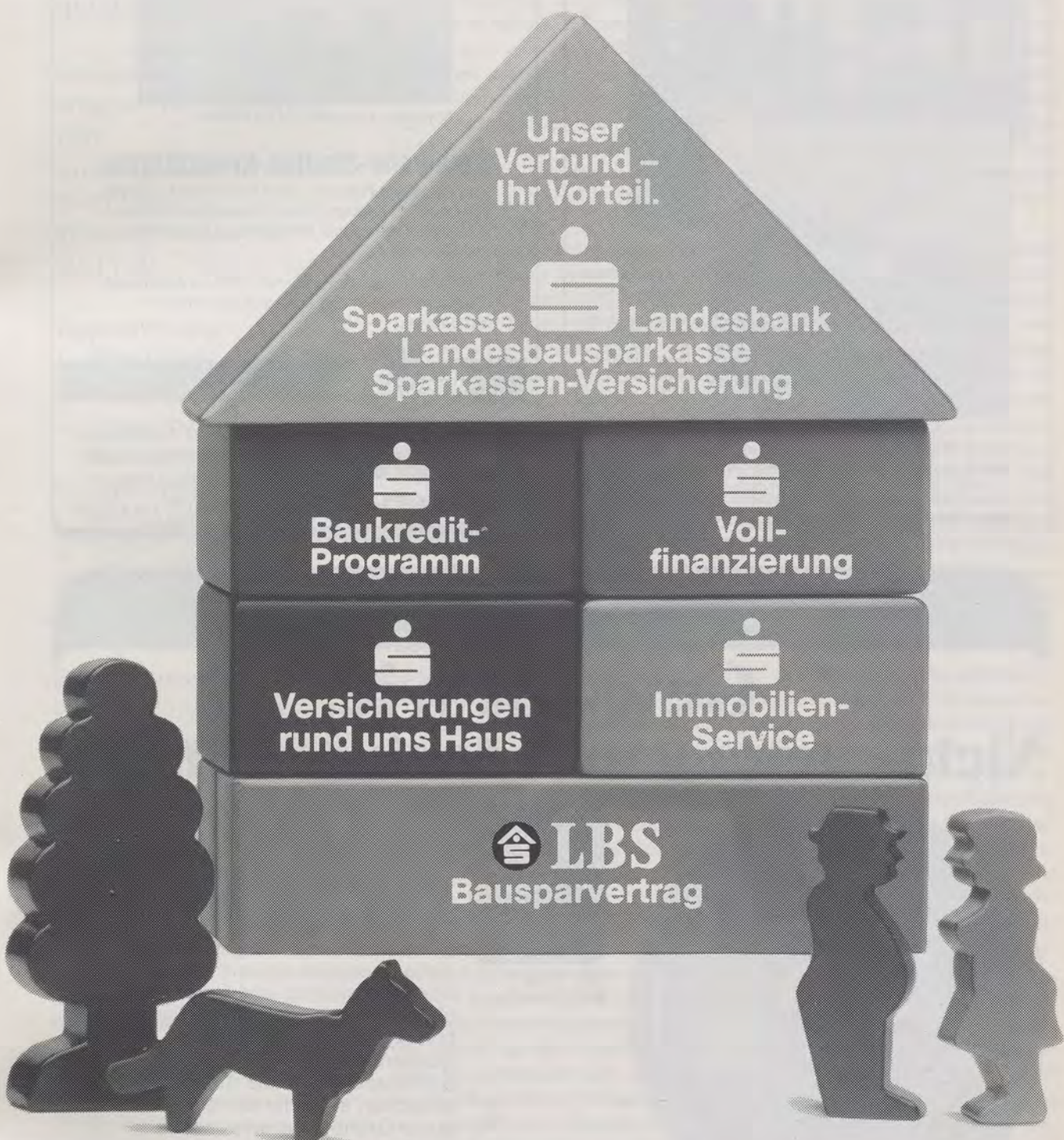
ALFRED GRAF VON KAGENECK. **Das Ende der vorderösterreichischen Herrschaft im Breisgau.** Der Breisgau von 1740 bis 1815. Verlag Rombach i. Br. 1981. 235 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 22,-

KARL JOHANN HIRTNER: **Die Fahnen raus! Der Daubmann kommt!** Die Endinger Köpenickiade. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1981. 264 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Broschiert DM 28,-

LAURA KRÜGER: **Vom Zauber alten Hausgeräts.** Schönes aus Küche und Eßzimmer in über 100 Abbildungen. Ein Bildsachbuch der Bibliothek Rombach. Herausgegeben von Diethard H. Klein. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1981. 80 Seiten. Efa DM 19,80

DIETHARD H. KLEIN (Hg): **Bayrisches Hausbuch.** Alte Bilder, Lieder und Geschichten aus Altbayern und Schwaben. Ein Hausbuch der Bibliothek Rombach. Verlag Rombach Freiburg i. Br. 1981. 640 Seiten, zahlreiche Abbildungen. Efa DM 24,80

Die LBS und ihre Partner.



Für Heimatfreunde



Franken

112 Seiten, davon 64 in Farbe.
Text deutsch, englisch, französisch.
Leinen DM 38,-
(Reihe: Die deutschen Lande farbig)



Schwarzwald und Bodensee

112 Seiten, davon
64 in Farbe. Text
deutsch, englisch,
französisch.
Leinen DM 38,-
(Reihe: Die deutschen Lande
farbig)



Erscheint Ende September:

Martin Blümcke

Unser schönes Baden-Württemberg

112 Seiten, davon 72 Farbbabb., Text deutsch, englisch, französisch.
Leinen. Einführungspreis bis 31. 12. 81 DM 49,80 (danach DM 54,-)

Umschau im Buchhandel erhältlich.



Karawane Studien-Reisen



Stonehenge, Kreuzfahrten-Ziel der Karawane

Karawane-Studien-Kreuzfahrten

sind die ideale Reiseart, ferne Küsten und Gestade
geruhsam zu erleben. Kleine Gruppen mit wissen-
schaftlicher, deutscher Reiseleitung, echte Alles-
Inklusiv-Preise.

Unser Programm Kreuzfahrten 1982 ist erschienen,
bitte unverbindlich und kostenlos anfordern.



Programme, Auskunft und Anmeldung:

7140 Ludwigsburg

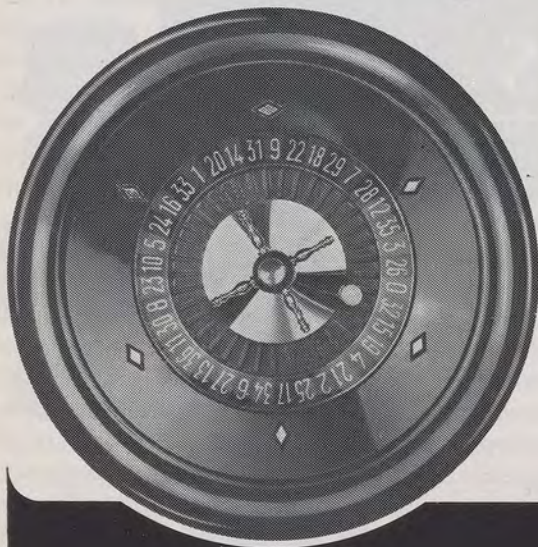
Friedrichstraße 167

Postfach 909


**Karawane
Studien-Reisen**

☎ (0 71 41) 8 30 26

Gewußt wie. Nichts gewagt und doch gewonnen.



Karl Pflug
Geldberater

Schwer kalkulierbare Risiken,
gewagte Spekulationen – auf gut
Glück – verursachen Aufregung und
Ärger. Das können Sie sich und
Ihrem Geld ersparen. Es ist
beruhigend, daß der -Geldberater
gewinnbringende Wege weiß,
ohne Kursrisiko und mit Zinsgarantie:
Sparkassenbriefe und Sparkassen-
obligationen. Damit können Sie gewinnen,
ohne das Geringste wagen zu
müssen. Und daß gerade die
Sparkassenbriefe die meist-
gekauften sind, hat seinen
guten Grund: man weiß, was
man hat und wer dahintersteht.

wenn's um Geld geht

Sparkasse

SCHWÄBISCHER HEIMATBUND

Einladung zur
Mitgliederversammlung
1981
Samstag, 3. Oktober 1981
15.30 Uhr
Biberach an der Riß
Stadthalle, Kleiner Saal

Tagesordnung:

1. Tätigkeitsbericht
des Vorsitzenden
2. Kassenbericht
des Schatzmeisters
3. Prüfungsbericht
des Kassenprüfers
4. Entlastung
5. Wahl des Vorstandes
6. Verschiedenes

Der Vorsitzende
gez. Prof. Willi Birn
Regierungspräsident i. R.

Herrenhaus und Gerberviertel in Geislingen/Steige (Fortsetzung)

(sh) Im zweiten Heft dieses Jahrgangs (Seite 148/151) wurde von zwei Problemen des Denkmalschutzes in Geislingen/Steige berichtet: von den Bemühungen, das sog. Herrenhaus und das Gerberviertel bei der Ledergasse zu erhalten. Wir druckten dort den Vorstandsbeschluss in dieser Sache ab, der den beteiligten Behörden als Denk- und Entscheidungshilfe angeboten worden ist, und konnten auch schon die Antwort von Geislingens Oberbürgermeister HELMUT VON AU zitieren, die nicht etwa zu erläuterndem und vertie-

fendem Gespräch einlud, sondern mit der Feststellung schloß: Ich bedaure, Ihnen mitteilen zu müssen, daß ich mich Ihrer Ansicht nicht anschließen kann.

Inzwischen sind nun weitere Antworten auf die Überlegungen und Argumente des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES zu verzeichnen. So schrieb PROF. DR. AUGUST GEBESSLER, der Präsident des Landesdenkmalamtes u. a.:

Zum Herrenhaus

Die Bemühungen um die Erhaltung des Herrenhauses in Geislingen gehen auf eine gemeinsam vom Landratsamt und Landesdenkmalamt getragene Initiative zurück. Mit einer ausführlich begründeten Stellungnahme wurde dem Regierungspräsidium gegenüber für die Erhaltung des Hauses plädiert. Die Entscheidung liegt beim Regierungspräsidium, das Landesdenkmalamt wurde zwischenzeitlich zu Nutzungsüberlegungen gehört. Sozialwohnungen sind sicherlich nicht die adäquate Nutzung für ein Herrenhaus, doch bei der vom Regierungspräsidium vorgegebenen Alternative: Sozialwohnungen oder Abbruch mußte den Sozialwohnungen der Vorzug gegeben werden. Das Landesdenkmalamt hat das Regierungspräsidium über alle in der Presse oder sonst bekannt gewordenen Nutzungsüberlegungen informiert. Die Realisierbarkeit solcher Überlegungen muß von der Denkmalschutzbehörde geprüft werden.

Zur Ledergasse

Das Landesdenkmalamt ist seit 1977 um die Erhaltung des Hauses Ledergasse 5 bemüht. Dieses Fachwerkhaus mit Ständerkonstruktion über die beiden unteren Geschosse aus dem 15. Jahrhundert hat nicht nur für Geislingen lokale Bedeutung, es hat innerhalb der Fachwerkbaugeschichte Süddeutschlands erhebliche Bedeutung als seltenes Beispiel für die Entwicklung des Geschoßbaues. Seine bauhistorische Bedeutung würde eine Eintragung in das Denkmalschutzbuch rechtfertigen.

In diesem Zusammenhang hat das Landesdenkmalamt immer auf die Umgebung des Alten Baues aufmerksam gemacht, in der es nicht nur darauf ankommt, besonders wertvolle Kulturdenkmale zu erhalten, sondern sogar mit der Erhaltung von an sich wenig bedeutenden Häusern ein Stück Altstadtquartier mit all seiner maßstäblichen Beziehung zu bewahren.

Den Erhaltungsbemühungen für das Haus Ledergasse 5 steht der Wunsch der Stadt Geislingen, einen Finanzamtneubau in dieser Gegend verwirklicht zu bekommen, entgegen. Das Regierungspräsidium wird abwägen müssen, welchem der öffentlichen Interessen hier der Vorrang zu geben ist. Es darf nicht übersehen werden, daß die jahrelangen Planungsbemühungen, die bisher eine Entscheidung vorbereiten sollten und die nicht sehr ernsthaft betriebene Gebäudesicherung der Bausubstanz bereits geschadet haben, wenn auch die Erhaltung immer noch möglich ist.

Für den Fall einer Abbruchentscheidung hat das Landesdenkmalamt angeregt, der hohen Bedeutung des Hauses wegen einen Wiederaufbau an anderer Stelle zu überlegen.

Die Entscheidung in beiden Fällen steht (noch) aus, sie liegt derzeit beim Regierungspräsidium Stuttgart, das sich offensichtlich die Sache nicht leichtmacht. Der Stuttgarter Regierungspräsident DR. MANFRED BULLING gibt mit seinem Antwortschreiben Einblick in seine Erwägungen:

Wie Ihnen sicherlich bekannt ist, ist das Regierungspräsidium schon seit längerer Zeit mit diesen Problemen befaßt, da die Stadt Geislingen Anträge auf denkmalschutzrechtliche Zustimmung zum Abbruch der Gebäude Staubstr. 14 (Herrenhaus) und Ledergasse 5 gestellt hat und das Regierungspräsidium als höhere Denkmalschutzbehörde hierüber zu befinden hat.

Im Bereich der Ledergasse planen das

Staatliche Hochbauamt und die Oberfinanzdirektion den Neubau eines Finanzamtes. Die Stadt Geislingen hat, da kein anderes geeignetes Gelände zur Verfügung steht, ein erhebliches Interesse an der Verwirklichung dieser Planung. Sie hat deshalb auch den Antrag auf Abbruch des Gebäudes Ledergasse 5 gestellt. Der Abbruchantrag wurde von mir noch nicht entschieden, da die Einbeziehung der kulturhistorisch wertvollen Bausubstanz in die Finanzamtsneuplanung technische und finanzielle Probleme aufwirft, deren Abklärung noch nicht abgeschlossen ist. Andererseits kann eine Neubebauung aus denkmalrechtlich-Gründen nicht grundsätzlich verhindert werden. Die Einfügung der Neubauplanung in die vorhandene Bausubstanz wird im Rahmen eines Baugenehmigungsverfahrens zu prüfen sein.

Beim Herrenhaus handelt es sich um eine stattliche Villa aus der Zeit des romantischen Klassizismus. Heimatgeschichtliche und künstlerische Gründe sprechen für eine Erhaltung. In Übereinstimmung mit dem Landesdenkmalamt sehe ich sowohl die Erhaltungswürdigkeit als auch die Erhaltungsfähigkeit für gegeben.

In einer Gesprächsrunde mit einer Delegation der Stadt Geislingen unter Führung ihres Oberbürgermeisters von Au sowie den Vorsitzenden der Gemeinderatsfraktionen habe ich diese Auffassung deutlich dargelegt. Nachdem sich bei diesem Gespräch gezeigt hat, daß bisherige Versuche, eine finanzielle Nutzung für dieses Gebäude zu finden, gescheitert sind und sich eine Verwendung des Gebäudes im gehobenen Wohnungsbau nicht realisieren lassen, habe ich mich bereit erklärt, im Interesse der Erhaltung des Herrenhauses die Verwendungsmöglichkeit im sozialen Wohnungsbau prüfen zu lassen. Diese Prüfung ist noch nicht abgeschlossen. Die Nutzung im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus wäre zwar keine optimale Lösung, sie wäre jedoch einem Abbruch vorzuziehen, falls sich keine andere für die Stadt Geislingen finanziell tragbare Lösung zeigt . . .

Letzten Endes wird eben doch alles davon abhängen, wie viel den Bürgern von Geis-

lingen die wenigen erhaltengebliebenen Denkmale und Merkzeichen ihrer Geschichte wert sind. Es heißt, sie seien heute recht froh an ihrem Schubart-Haus; und es wird berichtet, auch dessen Abbruch sei einmal fast so gut wie sicher gewesen –.

Noch einmal: Aus für Rottweiler Saline

(sh) Auf Anmerkungen zur Abbruchgeschichte der Rottweiler Saline und zu weiteren Abbruchplanungen (Heft 1/81, Seite 72) erhielten wir einen Brief von Rottweils Oberbürgermeister Dr. Regelman, der noch einmal auf einige Zusammenhänge und Bedingungen hinweist, die für Geschichte und Schicksal der Rottweiler Saline von Bedeutung sind. Wegen der grundsätzlichen Überlegungen, die in diesem Brief enthalten sind, soll er hier abgedruckt werden:

Vorab möchte ich gern zugeben, daß wir – auch in Rottweil – über Denkmalschutz anders denken als vor 10 oder 15 Jahren. Es ist nicht ausgeschlossen, daß man heute Wege finden würde, aus der Saline in Rottweil etwas zu machen, um sie zu erhalten. Um der Vergangenheit gerecht zu werden, muß man aber auch wissen, daß die Stadt Rottweil dringend Industriegelände benötigte und eine solche Entwicklung nur im Bereich der alten Saline möglich war. Zum anderen befanden sich alle Gebäude der Saline (vielleicht mit Ausnahme der Wohngebäude) in einem sehr schlechten Zustand, so daß ihre Erhaltung außerordentlich hohe Mittel erfordert hätte.

Bei den damaligen Überlegungen, die auch die Stadt angestellt hat, kamen wir zu dem Schluß, daß im Grunde nur die Solebehälter erhalten und einer anderen Verwendung zugeführt werden könnten. Die Siedehäuser hätten nur als technisches Museum erhalten werden können, dies hätte aber bedeutet, daß man die ganze Saline eben als Museum (etwa wie in Amerika die Living History Farms) weitergeführt hätte, um den Besuchern die Funktionsweise der alten Saline zu erklären. Diesen Riesenaufwand wollte aber niemand tragen; ihn konnte man auch der Stadt, die

mit Denkmälern wahrlich gesegnet ist, nicht zumuten. So kam es dann, daß die Siedehäuser abgebrochen werden mußten.

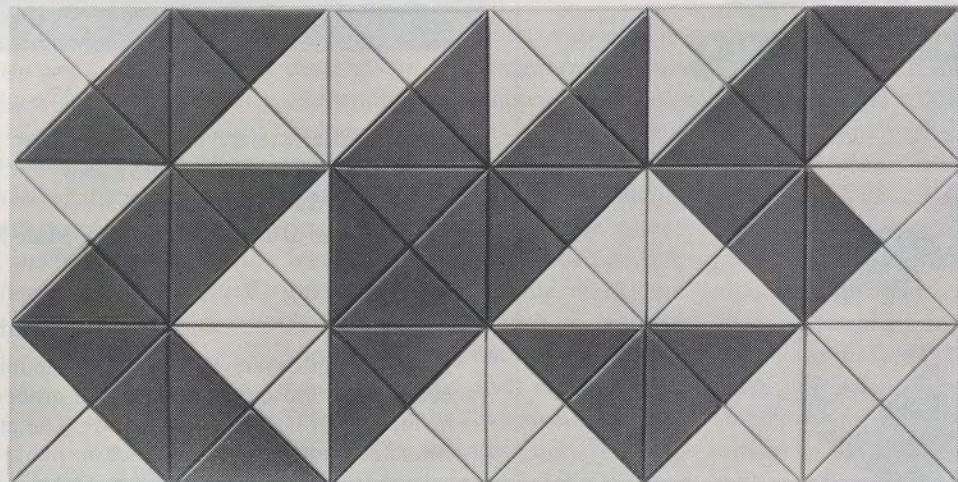
Die Stadt hat sich sofort bereiterklärt, die zwei interessantesten Gebäude der Saline, nämlich den Rundbehälter und den langgestreckten Behälter, zu erhalten und unter Denkmalschutz zu stellen. Im Laufe der Jahre beschäftigte man sich immer wieder mit der Frage, wie man diese beiden Gebäude nutzen könne, damit sie sich einfacher unterhalten ließen.

Nun muß man bei der Topographie Rottweils sehen, daß diese Gebäude fernab vom Stadtzentrum liegen und sich somit in eine kulturelle Nutzung nur sehr schwer einbinden lassen. Dies gilt im übrigen auch für die gesamte Salinen-Anlage, die – anders als in Dürrheim – eben nicht im Stadtkern liegt und sich natürlich auch für die Kureinrichtungen nicht verwenden läßt, weil Rottweil wenig Voraussetzungen für eine Kurstadt besitzt. Nach vielen mißglückten Versuchen ist es nun gelungen, einen Interessenten zu finden, der das Langhaus und das Rundhaus für gastronomische Zwecke verwenden will. Dabei stellte sich heraus, daß diese Absicht sich im Langhaus – wenn auch unter hohen Kosten – relativ gut verwirklichen läßt, daß sich jedoch der Kuppelbau nur mit systemverändernden Eingriffen dazu umfunktionieren ließe. Das ist der Grund dafür, warum sich nun die Stadt entschlossen hat, den Kuppelbau zu versetzen und dem Erwerber einen Neubau in äußerlich gleicher Form, aber in anderer Konstruktionsweise zu erlauben.

Der zu versetzende Kuppelbau wird zum Unteren Bohrhaus im Primtäl versetzt, wo dank der Initiative des Solebad-Vereins die Förder- und Pumpeinrichtungen erhalten werden konnten.

Das Ergebnis mag denkmalpflegerisch nicht befriedigen, weil das Original nicht mehr an dem alten Platz stehen bleibt, optisch aber verändert sich am jetzigen Zustand auf der Saline nichts und der Original-Kuppelbau findet beim Unteren Bohrhaus eine neue Verwendung und einen Betreiber, nämlich den Solebad-Verein. Wenn man also aus der heutigen

EVS – drei Buchstaben und ihre Bedeutung für Württemberg.



Energie-

Elektrische Energie. Umweltfreundlich. Sicher. Erzeugt in Laufwasser- und Speicherkraftwerken. In Öl- und Kohlekraftwerken. Und künftig immer mehr in Kernkraftwerken. Denn alle verfügbaren Energieträger werden genutzt.

Versorgung

Die EVS ist verpflichtet, Strom jederzeit möglichst sicher und preisgünstig zu liefern. Das erfordert weit-sichtige Planung. Denn Kraftwerke haben 5–8jäh-rige Bauzeiten. Trotzdem darf es nie Versorgungs-lücken geben.

Schwaben AG

Die EVS ist das Landes-versorgungs-Unternehmen von Württemberg. Sie ver-sorgt unmittelbar 1,6 Millio-nen Einwohner auf einer Fläche von 12 000 km². Außerdem beliefert sie fast alle Elektrizitätswerke Württembergs und ist Part-ner im europäischen Strom-verbund. Sie verfügt über ein Leitungsnetz von 32 000 km Länge.

Die EVS ist eine Aktien-gesellschaft. Ihre Aktien finden sich voll im Besitz der öffentlichen Hand, von Kreis- und Gemeindeverbänden, des Landes und einiger Städte. Das Aktienkapital beträgt 300 Millionen DM.



Für eine
energiebewußte
Zukunft

Das Neueste aus der
lyrischen Werkstatt eines
schwäbischen Poeten von
internationalem Ruf.

Josef Eberle

Die Wand- zeitung

Ein- und Ausfälle
des alten Wang



Wunderlich

ca. 128 Seiten, gebunden, 16,80 DM

Der »Wang« verkörpert das verstandesklare, lebensweise, kosmopolitische und respektlos satirische Element im literarischen Werk seines Schöpfers. Es ist der große Spötter Voltaire, von dem Eberle sich inspirieren läßt, wenn er in die Maske des chinesischen Mandarins schlüpft, um aus der distanzierten Sicht überlegener Bildung menschlich-allzumenschliche Torheiten aufs Korn zu nehmen, nach dieser und jener Seite hin graziös geführte, aber trotzdem schneidende Geißelhiebe auszuteilen und in besinnlicheren Augenblicken sich und den Leser mit dem Beispiel der großen Weisen der Geistesgeschichte über die Dummheiten der Gegenwart zu trösten.

Rainer Wunderlich Verlag



**Blick in die Atelierräume der Maler
Anton Braith (1836–1905) und
Christian Mali (1832–1906)
im Museum Biberach – Braith-Mali-Museum.**

Das Museum Biberach (Städtische Sammlungen, Braith-Mali-Museum), ist eines der großen Regionalmuseen in Baden-Württemberg. Die große Gemäldesammlung mit dem Schwerpunkt Biberacher Maler des 19. Jh. – Pflug, Xeller, Emminger, Ebersberg, Göser, Martini, Braith u. a. – sowie Gemälden von Schönfeld, Heiss, Esperlin, Zick u. a. und einem Kabinett mit Gemälden und Grafiken von E.L. Kirchner – bildet den Mittelpunkt der Sammlungen. Die Heimatgeschichtliche Abteilung zeigt Gegenstände und Dokumente zur Stadtgeschichte. Eine weitere große Abteilung bilden die naturwissenschaftlichen und paläontologischen Sammlungen. Darüber hinaus sind die Forscher-Sammlung zur Vor- und Frühgeschichte und die Abteilung Kunst der Gotik für Besucher von besonderem Interesse. Das obenstehende Bild zeigt eine besondere Rarität: die original übernommene Münchner Ateliers der Maler Anton Braith und Christian Mali.

Besuchszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 12 und 14 bis 17 Uhr. Die Malerateliers können nur sonntags oder nach Vereinbarung besichtigt werden. Während der »Biberacher Tage« sind die Ateliers während der Öffnungszeiten des Museums zu besichtigen. - Eintritt frei.

Museum Biberach (Städtische Sammlungen, Braith-Mali-Museum), Museumstraße 6, 7950 Biberach an der Riß, Tel. (0 73 51) 5 13 32 (Aufsicht), 5 13 31 (Sekretariat).

Sicht das Schicksal der Rottweiler Saline beurteilt, sollte man auch den Abwägungsprozeß, der stets stattgefunden hat, mit berücksichtigen. Daß eine solche Abwägung der unterschiedlichen Interessen auch vom «Zeitgeist» mitgeprägt ist, steht außer Zweifel, nur möchte ich für die Stadt Rottweil in Anspruch nehmen, daß wir im Umgang mit Baudenkmalen wesentlich größere Vorsicht haben walten lassen als viele andere staatliche und kommunale Bereiche.

Es wäre ungerecht und unfair, wollte man gerade dem letzten Satz dieses Briefes widersprechen. Unter den nun gegebenen Bedingungen ist die Versetzung des Sole-speichers in das «Salinen-Museum Unteres Bohrhaus» vielleicht sogar die dauerhaftere Rettung als etwa die Umwandlung in «Restaurant und Nobeldisothek», die den anderen Salinengebäuden nach Abriß des Verwaltungsgebäudes nun wohl bevorsteht.

Volkskundemuseum Waldenbuch – eine halbe Sache nur?

Seit zwölf Jahren gibt es den Plan, im Schloß Waldenbuch im Schönbuch als Außenstelle des Württ. Landesmuseums ein Museum für Volkskunde einzurichten. Wenn es nach diesem Plan gegangen wäre, hätte man in diesem Jahr Eröffnung feiern können. Wenn –. In einem Gespräch mit Heidi-Barbara Kloos für die Sendung «Von Land und Leuten» des Süddeutschen Rundfunks gab der Direktor des Württembergischen Landesmuseums Prof. Zoege von Manteuffel Auskunft über die Mißlichkeit in Waldenbuch; mit freundlicher Genehmigung der zuständigen Redaktion zitieren wir hier Ausschnitte aus diesem Gespräch:

ZOEGE VON MANTEUFFEL: Sie wissen ja, daß im Land allgemein Einsparungen vorgenommen werden müssen, daß die Etatmittel des Landes nicht ausreichen, um alles zu verwirklichen, was geplant ist. Wir sind froh und dankbar, daß das Finanzministerium und auch die anderen zuständigen Stellen und Ministerien alles daran gesetzt haben, unsere Pläne in Waldenbuch trotzdem weiterzuführen, das Projekt nicht fallenzulassen.

Allerdings müssen gewisse Einschränkungen erfolgen, und es muß vor allem die Bauzeit gestreckt werden. Das Datum, das uns jetzt vom Finanzministerium genannt wurde, lautet Ende 1985, da wir dann noch sicher zwei Jahre brauchen werden, um das Museum einzurichten, kann man also frühestens mit einem Eröffnungstermin 1987 rechnen.

KLOOS: Eröffnung 1987. Aber Sie sprachen von Einschränkungen; welcher Art sind diese?

ZOEGE VON MANTEUFFEL: Es muß leider an dem Bauprogramm das eine oder andere gestrichen werden, unter anderem das kleine Café, das wir einrichten wollten, aber das kann man später noch machen. Auch ein geringfügiger Bauteil, den wir mitverwenden wollten, muß noch zurückgestellt werden, das sind aber Dinge, die man später noch nachtragen kann, wenn sich der Bedarf – wie wir meinen – dann doch ergeben wird. Was uns mehr Kummer macht, ist, daß die Temperatur- und Feuchtigkeitskonditionen in den Räumen nicht so erfüllt werden können, wie wir uns das gedacht haben. Es kann nicht mehr eine volle Heizung mit Belüftung und Befeuchtung eingebaut werden, die also einen durchgängigen Betrieb bei 18° Raumtemperatur auch im Winter ermöglicht hätte. Wir bekommen nur eine Grundheizung, die notwendig macht, daß im Winter die Temperatur abgesenkt wird, damit die Luftfeuchtigkeit in den Räumen nicht sinkt und die Dinge kaputt gehen. Das heißt, wir sehen voraus, daß wir in der kalten Jahreszeit nur eine durchschnittliche Raumtemperatur von 12° und bei strengem Frost eine Raumtemperatur von nur 6 bis 3° haben werden. Wir fürchten, daß die Attraktivität des Museums für die Besucher darunter erheblich leiden wird, und nehmen auch an, daß für das Museumspersonal diese Verhältnisse doch zumindest sehr mißlich, vielleicht unerträglich sein werden. – Dazu muß man vielleicht noch nachtragen, daß die Kosten für den Ausbau von Schloß Waldenbuch ohnehin enorm gestiegen sind. Man hat ursprünglich mit 4,3 Mio. gerechnet, inzwischen sind durch Notwendigkeiten der Fundamentierung, der Befestigung der Wände, durch denkmalpflegerische Maßnahmen usw. die Kosten auf ungefähr 10 Mio. gestiegen. Der Anteil der Klimatechnik, die wir für notwendig halten, beträgt gerade 1/2 Mio. Wir meinen, daß das in diesem Rahmen noch vertretbar wäre.

KLOOS: Ist das denn reparabel, später, wenn man irgendwann ein bißchen mehr Geld hat, daß man dann sagt: nun bauen wir eine Klimaanlage ein oder eine andere Heizung? Oder sind dann damit wieder Baumaßnahmen verbunden, die nicht vertretbar sind und die dann möglicherweise auch den Exponaten schaden?

ZOEGE VON MANTEUFFEL: Das ist leider nicht nachholbar. Die Einrichtung für die Belüftung müßte jetzt angebracht werden, die kann nicht später nachträglich eingebaut werden.

KLOOS: So daß man eigentlich sagen muß: wenn Schloß Waldenbuch im Jahr 1987 als Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums eröffnet wird, dann ist es eine halbe Sache und keine ganze?

ZOEGE VON MANTEUFFEL: Soweit würde ich nicht gehen, aber es ist doch eine sehr stark eingeschränkte Sache. Wir möchten in diesem Museum nicht eine Schloßeinrichtung machen, durch die man schnell durchlaufen kann und ein paar Eindrücke mitnehmen, sondern wir möchten dem Publikum die Möglichkeit geben, sich wirklich zu informieren, die Beschriftungen zu lesen, die Didaktik in sich aufzunehmen. Und dazu braucht man eben Ruhe und Zeit; und ich glaube nicht, daß man das bei 10° oder weniger Raumtemperatur aushalten kann . . .

KLOOS: Sie wissen ja, daß im Land allgemein Einsparungen vorgenommen werden müssen, daß die Etatmittel des Landes nicht ausreichen, um alles zu verwirklichen, was geplant ist. Wir sind froh und dankbar, daß das Finanzministerium und auch die anderen zuständigen Stellen und Ministerien alles daran gesetzt haben, unsere Pläne in Waldenbuch trotzdem weiterzuführen, das Projekt nicht fallenzulassen.

Schutzwürdiges Baudenkmal in Esslingen

Weit über die alte Reichsstadt hinaus kennt man die Hotelgaststätte «Jägerhaus» droben am Schurwaldrand. Seit kurzem gibt es da Unklarheit wegen des Denkmalschutzes. Die Stadtverwaltung hat beim Regierungspräsidium den Antrag gestellt, das Gebäude Römerstraße 2 aus der hier sogenannten 700er Liste der als denk-

malschutzwürdig beurteilten Gebäude herauszunehmen, da es einem geplanten Gästehaus des Hotels «Jägerhaus» Platz machen sollte.

Worum handelt es sich dabei? In ausgesprochen sichtgünstiger Lage steht das Haus da: ein Putzbau mit Mansardendach, an der Vorderfront mit Schieferplatten verkleidet. Eine an der Giebelseite angebrachte lateinische Inschrift auf gußeiserner Tafel nennt Namen und Stellung der maßgebenden Personen im Stadtreiment im Jahr 1773, als das Haus zur Wohnung von einer, später von zwei Försterfamilien (daher i. a. als Jägerhaus bezeichnet) erbaut wurde, und oben im Giebel ist mit Schieferplatten die Zahl 1893 ausgelegt, das ist das Jahr, in dem die Verkleidung stattfand.

Es muß einmal recht ansprechend gewesen sein und einen guten Anblick geboten haben. Jetzt dient es als Notunterkunft und ist leider außen und innen verkommen; offenkundig wurde es seit Jahren von der Stadt Esslingen als Eigentümerin vernachlässigt. Dabei dürfte mitgespielt haben, daß man den Plänen des Hoteliers vom «Jägerhaus» entgegenzukommen bereit ist, und bisher sieht es so aus, als ob damit wieder ein Zeuge aus der Geschichte der Reichsstadt dahingehe.

Zur besseren Behütung der Wälder am Rennweg (seit Jahren fälschlich «Römerstraße»), wo man am weitesten herumsehen und viel hören konnte . . . nicht allzu weit von Liebersbronn als einem gutgelegenen Orte wurde 1729 eine Holzwarthütte erbaut und ein Forstknecht mit Familie hineingesetzt (Karl Pfaff, Geschichte der Reichsstadt Esslingen. S. 514). Das Gebäude wurde dann 1773 größer und neu gebaut.

Alles in allem ein jetzt heruntergekommenes, ehemals jedoch gut aussehendes Wohngebäude aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wie es in dem Filial Liebersbronn sonst keines gibt. Durch seine schöne Lage, seinen Zweck und seine Geschichte (vgl. die Inschrifttafel) hat es die Liebersbronner Markung geziert und gekennzeichnet. Das alte Jägerhaus ist ohne Zweifel ein Baudenkmal, einzig in seiner Art und nicht mit Objekten zu vergleichen, die ihresgleichen an zahlreichen Orten haben (z. B. Backhäusle, Pfarrscheuer). Es wäre zu bedauern, wenn die Stadt Esslingen an dem in nichtöffentlicher Sitzung des Gemeinderats gefaßten Beschluß festhalten wollte, noch mehr aber, wenn das Regierungspräsidium das Objekt aus der 700er Liste streichen sollte.

Helmut Dölker

Aus dem Tagebuch der Hammerschmiede Gröningen

November 1980: Mit unglaublicher Energie haben die über 70jährigen Mühlenbauer Fritz und Müller das ausgebaute Wasserrad wieder zusammengebaut und den neuen Wellbaum zum Antrieb der drei Schwanzhämmer eingebaut. Zum Transport des 4 t schweren Eichenstammes war ein Kran nötig. Der Wellbaum ist durch eine zu diesem Zweck vorgesehene, seit dem Austausch des bisherigen Wellbaumes jedoch wieder verschlossene Öffnung in der Wand in die Schmiedewerkstätte geschafft worden. Wasserrad und Wellbaum sind inzwischen wieder betriebsbereit, nicht jedoch die 3 Schwanzhämmer. Es stellte sich nämlich inzwischen heraus, daß auch die Lager der Hämmer morsch sind. Sie müssen ebenfalls noch erneuert werden. Wenn dann auch die wasserbautechnischen Einrichtungen wieder funktionieren, können die Hämmer wie ehemals im Takt schlagen. Voraussichtlich wird es im Herbst d. J. soweit sein.

Gerade noch vor Wintereinbruch konnte der Außenputz am Hauptgebäude angebracht werden. Ebenfalls wurde das Dach der Scheune neu eingedeckt.

2. 1. 1981: Überraschend verstarb Frau Bartelme, die viele Jahre lang den Besuchern die Hammerschmiede gezeigt und die einzelnen Maschinen erklärt hat. Es war ein trauriger Beginn des neuen Jahres. Wir werden diese kluge, warmherzige und sympathische Frau vermissen.

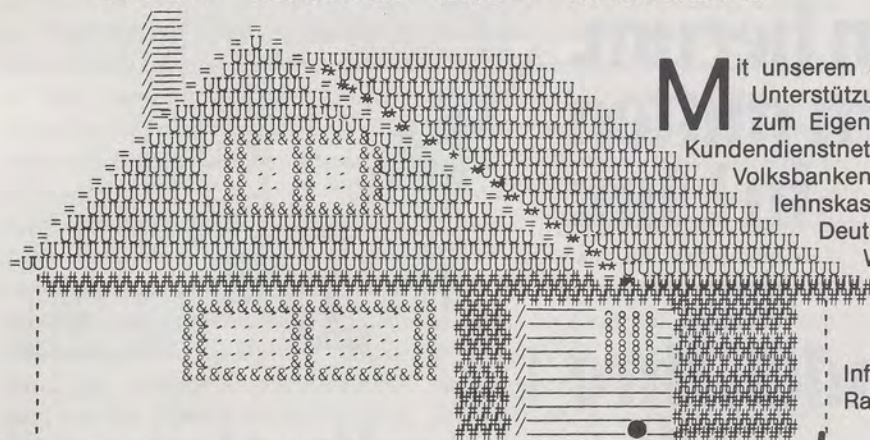
März 1981: Es wurde eine neue Wasserleitung verlegt. Sie wird die Wohnung im Obergeschoß der Hammerschmiede in Zukunft ausreichend mit Wasser versorgen. Das Wasser wird von einer nicht mehr benötigten Leitung entnommen, die beim Bau der Autobahnbrücke über die Jagst und die Gronach angelegt worden ist.

9. März 1981: Nach umfangreichen Ausschreibungen beschloß der Engere Vorstand des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES das Bauprogramm 1981 und vergab Arbeiten im Wert

Der neue Wellbaum für die Hammerschmiede



Ihr Haus ist schon



Mit unserem Service, unserer Finanzkraft, unserer Unterstützung bringen wir die Bausparer sicher zum Eigenheim. Einer der Hauptvorteile: unser Kundendienstnetz — mit über 19.000 Bankstellen der Volksbanken, Raiffeisenbanken, Spar- und Darlehnskassen das dichteste aller Bausparkassen Deutschlands. Wo immer Sie wohnen — der Weg zu uns ist kurz, die Beratung gründlich und zuverlässig, der Service individuell auf Ihre Verhältnisse abgestimmt.

Informationen gibt Ihnen jede Volksbank, Raiffeisenbank, Spar- und Darlehnskasse oder unsere Außendienst-Mitarbeiter.

programmiert

Auf diese Steine können Sie bauen



Schwäbisch Hall

Die Bausparkasse der Volksbanken und Raiffeisenbanken

Landesstellen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Hannover, Karlsruhe, Köln, Mainz, München, Münster, Nürnberg, Saarbrücken, Stuttgart.

Entscheiden Sie sich jetzt für die Bank, bei der Sie mitreden können.

Sobald Sie mit dem Geldverdienen anfangen, brauchen Sie ein Girokonto. Kommen Sie zu uns, dann sprechen wir darüber, was Sie damit anfangen können. Das Gespräch lohnt sich, denn bei uns können Sie nicht nur Bank-Kunde, sondern auch Bank-Teilhaber werden. Wir arbeiten nach dem genossenschaftlichen Prinzip: Bei uns steht der Mensch im Mittelpunkt, nicht der Gewinn. Ist das nicht ein Grund, Ihr Girokonto bei uns einzurichten?

Wir bieten mehr
als Geld und Zinsen.



8814



Volksbank · Raiffeisenbank

Nicht um Ulm, nicht um Ulm herum, sondern mitten in Ulm:

Salzstadel, Ihre Ulmer Stadtwohnung

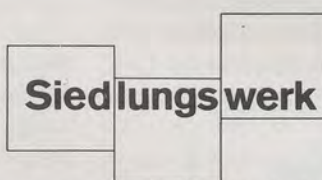


In Ihrer Ulmer Stadtwohnung haben Sie alles direkt vor Ihrer Haustür: Den Bäcker und den Metzger, die Einkaufsstraße Ulms – die Hirschstraße –, die Schulen und die Kindergärten. Und von

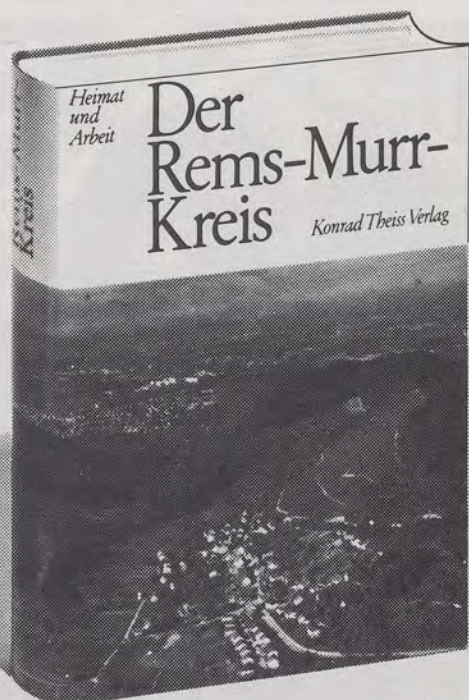
Süden grüßt der »höchste Kirchturm der Welt« herüber. Ebenso nah liegt das Ulmer Theater und das Kornhaus mit seinem Konzertsaal.

Das Wohnungsangebot reicht von der 1½-Zimmer-Wohnung mit 44 qm Wohnfläche bis zur 6-Zimmer-Maisonette mit 153 qm Wohnfläche

Ulm und die Ulmer sind sich ihrer großen reichstädtischen Tradition bewußt und stolz darauf. Die Architektur der neuen Stadtwohnungen rund um den Salzstadel nimmt die Motive der mittelalterlichen und gründerzeitlichen Nachbargebäude auf. Abwechslungsreiche Dachlandschaften mit Dachgauben, eingeschnittenen Balkonen und Erkern, Gartenhöfe, kleine Plätze und Brunnen machen den besonderen Charme dieser Ulmer Stadtwohnungen aus.



gemeinnützige Gesellschaft für
Wohnungs- und Städtebau mbH
Bezirksgeschäftsstelle Ulm
Walfischgasse 15, 7900 Ulm
Telefon (07 31) 649 59



Der Rems-Murr-Kreis

688 Seiten mit 212 teils farbigen Kunstdrucktafeln, die Schönes und Interessantes aus allen Städten und Gemeinden des Landkreises zeigen. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag 49,- DM. Das große Sachbuch und Nachschlagewerk über den Heimatraum zwischen Rems und Murr, Welzheimer Wald, Murrhardt Wald und dem Verdichtungsraum um die Landeshauptstadt. Der Rems-Murr-Kreis ist nicht nur der flächenmäßig größte, sondern auch der walddreichste Kreis in der Region Mittlerer Neckar. Mit seinem charakteristischen Wechsel von Wein- und Waldland ist er ein weithin beliebtes Ausflugsgebiet und das einzige Fremdenverkehrsgebiet dieser Region. Das Bergland des Schwäbisch-Fränkischen Waldes, vorbildlich für den Wanderer erschlossen, ist gleichzeitig grüne Lunge und Erholungsgebiet für die rund 350 000 Einwohner des Kreises.

Der römische Limes, die Walterichskapelle in Murrhardt, die Stauferstadt Waiblingen, die Weiber von Schorndorf, der Arme Konrad, Beutelsbach als die Wiege der

Württemberg, sind nur ein paar Stichworte für den Reichtum historischer Sehenswürdigkeiten. Dieses reich bebilderte, systematisch informierende Sachbuch gibt in fundierten Beiträgen Auskunft über Landschaft und Kultur, über den Rems-Murr-Kreis, seine Städte und Gemeinden gestern und heute, über die Wirtschaftsbereiche von der Industrie bis zum Weinbau, die Sozialbereiche von der Daseinsvorsorge bis zur Freizeitgestaltung.

Von besonderem Nachschlag- und praktischem Gebrauchswert sind die lexikalischen Teile über die Bau- und Kunstdenkmäler im Kreisgebiet, die Biografien bedeutender historischer Persönlichkeiten sowie die Kurzbiografien der Städte und Gemeinden mit ihren Stadt- und Ortsteilen, die über Vergangenheit und Gegenwart Auskunft bereithalten. (Gmünder Tagespost).



Konrad Theiss Verlag,
Stuttgart

von insgesamt 405 000 DM. Es handelt sich insbesondere um Baumaßnahmen an und in den Gebäuden, um Instandsetzungsarbeiten am Maschinenpark und um einige Arbeiten an den wasserbaulichen Anlagen (Ausräumen der Kanäle und des Stauteiches oberhalb der Hammerschmiede).

April 1981: Das Schmiedegebäude wird nach Abstimmung mit dem Landesdenkmalamt mit einem neuen Anstrich versehen. Das Dach auf dem Schmiedegebäude wurde umgedeckt, der seitliche Kamin ausgebaut. Mit den Ausbesserungsarbeiten in der Werkstatt im Erdgeschoß wurde begonnen. Die Wohnung im Obergeschoß wird grundlegend modernisiert. Mit dem Ausbau des Aufenthaltsraumes in der Scheune wird begonnen. Die 1980 begonnene Instandsetzung der Nebengebäude wird fortgesetzt. Es herrscht ein reger Betrieb in der Hammerschmiede.

Abgesang auf ein Landesfreilichtmuseum?

(sh) Erst in letzter Zeit kamen uns Teile eines Briefwechsels zu Gesicht, der sich um die Jahreswende 1980/81 mit dem Problem Landesfreilichtmuseum Baden-Württemberg beschäftigte. Vordergründig ging es dabei um die Mittel für die Beschäftigung von zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern, die mit Grundlagenuntersuchungen für das Landesfreilichtmuseum beauftragt werden sollten. Es bestand begründete Aussicht, diese Mittel aus einer privaten Stiftung zu bekommen; nur war noch zu klären, wer sie beantragen und damit den Auftrag für die Untersuchungen formulieren und deren Träger sein sollte. Dazu kam im Dezember vergangenen Jahres eine Stellungnahme aus dem Ministerium für Wissenschaft und Kunst, die zunächst festhielt, daß von seiten des Ministeriums für Wissenschaft und Kunst und des Württembergischen Landesmuseums die Frage der Einrichtung eines Landes-Freilichtmuseums nach dem Ausbau der regionalen Freilichtmuseen durchaus offen ist. Bei unseren Überlegungen beziehen wir diese spä-

tere Möglichkeit generell immer mit ein. Aber der weitere Text muß zumindest den Skeptiker sehr hellhörig machen. Da heißt es unter anderem:

Da die Landesstelle für Museumsbetreuung in Tübingen die gesamte Planung der regionalen und des eventuellen zentralen Freilichtmuseums in Händen hat und haben muß, halten wir es für richtig, daß diese auch bei der Bestandsaufnahme die Federführung hat. Die Arbeit muß in einer Weise erfolgen, daß die Resultate unmittelbar für die Arbeit der Landesstelle, die damit ja die regionalen Freilichtmuseen versorgt, auswertbar sind und auch dort zur Verfügung stehen. Aus diesem Grunde halte ich es für richtig, daß der Antrag an die . . . Stiftung vom Württembergischen Landesmuseum gestellt wird. Dies hat auch den Vorteil, daß die Beteiligung des Landes an der Aktion durch den Personalaufwand und auch die Übernahme gewisser Kosten . . . offenkundig ist . . .

Der zweite gravierende Punkt ist, daß wir der Meinung sind, daß der Umfang und Aufwand der Arbeit von Ihnen zu gering eingeschätzt wurde. . . . Auch bei diesem Aufwand wird man mit einer längeren Bearbeitungsdauer als einem Jahr rechnen müssen. Insbesondere denken wir dabei daran, daß die zu erfassenden bäuerlichen Gebäude nicht nur äußerlich in Augenschein genommen werden, sondern auch ihre innere Substanz erfaßt werden muß.

Deutlicher kann man wohl kaum die eingangs geäußerte Offenheit relativieren; verlässlicher kann man wohl kaum etwas auf die «lange Bank» schieben! Und so kann man ohne Mühe eine Sache, die keinen Verzug mehr zuläßt, am leichtesten und fast unauffällig verhindern, auch wenn man für eine andere Lösung des Problems erklärtermaßen *durchaus* offen ist!

Angesichts der Tatsache, daß damit die Weichen nun gestellt sind, hat Prof. Dr. Hermann Bausinger – nicht nur als Direktor des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, sondern auch als Kuratoriumsmitglied des Vereins Landesfreilichtmuseum Baden-Württemberg in der Sache kundig und engagiert – noch einmal knapp und deutlich die Gegenposition umrissen:

1. *So unsinnig es gewesen wäre, den vorgesehenen Erhebungsplan mit der Weisung zu belasten, am Ende müsse das Konzept eines zentralen Freilichtmuseums stehen, so falsch ist es m. E., das Erhebungsprogramm von vornherein den sechs dekretierten Museumsregionen zuzuordnen und womöglich sogar personell zu untergliedern. Damit werden die Chancen, zu einem übergreifenden Konzept zu gelangen, beträchtlich reduziert. Noch einmal: «übergreifendes Konzept» heißt nicht = zentrales Freilichtmuseum, sondern meint beispielsweise auch Schwerpunktbildungen, die im vergleichenden Überblick für einzelne Regionen vorgeschlagen werden müßten.*

2. *Von uns war nicht an eine bauliche Bestandsaufnahme allein (etwa auf der Linie einer erweiterten Denkmalpflege) gedacht, sondern in erster Linie an eine konzeptionelle Leistung . . . In Verbindung mit – teilweise sogar vor – der Suche nach weiteren geeigneten Objekten muß geklärt werden, was die Freilichtmuseen des Landes eigentlich leisten sollen, welche neuen Wege beschritten werden können . . .*

3. *Ich habe begründete Zweifel, ob die nunmehr ins Auge gefaßte große Bestandsaufnahme tatsächlich mit der Konsequenz und Schnelligkeit durchgezogen werden kann, die von der Sache her erforderlich wäre. Schon die reduzierten Aktivitäten während der letzten Monate (der im ganzen positive Bescheid der . . . Stiftung ist nun bald ein halbes Jahr alt) nähern diese Zweifel.*

Tübingen: Sonderzug am autofreien Sonntag!

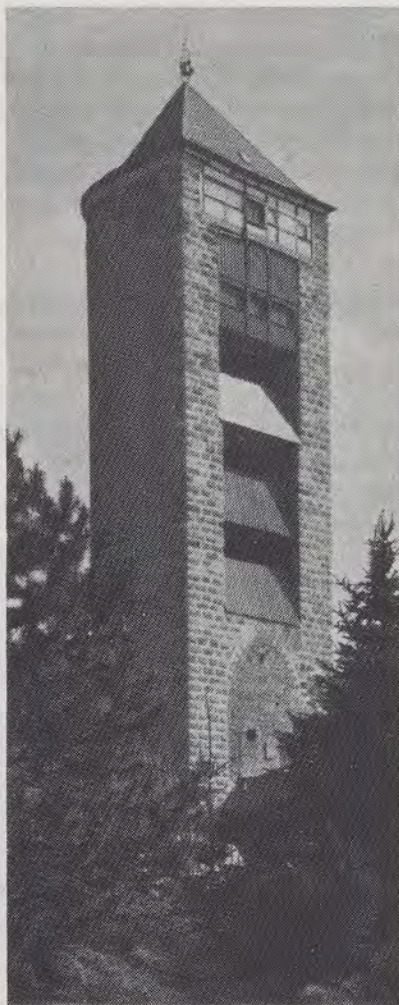
(sh) Unter dem Motto «Autofrei – Spaß dabei!» hat der Aktionausschuß «Autofreier Sonntag», der auch vom Deutschen Heimatbund mitgetragen wird, alle Bundesbürger aufgerufen, am Sonntag, dem 27. September 1981 den Motor kalt zu lassen und bei Wanderungen, Straßenfesten, Radtouren u. dgl. m. zu erleben und zu zeigen, daß ein Sonntag auch ohne Auto erlebnisreich und schön sein kann. Etwas besonderes hat sich aus diesem Anlaß die Tübinger Ortsgruppe des SCHWABISCHEN HEIMATBUNDES einfallen lassen: Sie hat für

diesen Tag einen Sonderzug der sonst an Sonntagen nicht verkehrenden Ammertalbahn gechartert. Er fährt vom Hauptbahnhof Tübingen (mit Halt am Westbahnhof, in Unterjesingen und Pfäffingen) nach Entringen. Von dort kann man entweder mit dem Fahrrad zurückfahren oder am Gipswerk vorbei zur ehemaligen Burg Müneck aufsteigen und am Schönbuchrand bis Hohenentringen wandern. Abstiegsmöglichkeit nach Entringen (Rückfahrt vom Bahnhof Entringen) oder über Schloß Roseck nach Unterjesingen und Rückfahrt von dort. Unermüdete Wanderer können von Hohenentringen über Hagelloch – Bogentor – Heußerger Tor zurückmarschieren.

Praktische Heimatpflege im Arbeitskreis Alt-Gmünd

Heimatpflege hat vielerlei Formen und mancherlei Träger. Traditionell sind die Geschichts- und Altertumsvereine, die meist ihre Aufgabe vor allem in der Erforschung der lokalen Geschichte sehen sowie in deren Dokumentation und Vermittlung durch Schriftenreihen, Vorträge und Schausammlungen. Oft sind sie mehr oder weniger unmittelbar den städtischen Archiven oder Museen verbunden, dadurch haben sie gelegentlich geradezu offiziellen Charakter. Den meisten dieser Vereinigungen ist die starke Spezialisierung auf das Historische gemeinsam. Andere – meist neuere – Vereinigungen sind eher auf Natur- und Umweltschutz spezialisiert. Wieder andere haben sich in den letzten Jahrzehnten gebildet, um ganz spezielle gegenwärtige Probleme ihrer engeren Heimat anzupacken; zu diesen gehören all die Bürgervereinigungen und -initiativen, die sich um städtische Verkehrsplanungen, um Altstadtsanierung oder Denkmalpflege in ganz konkreten Fällen kümmern. Der SCHWABISCHE HEIMATBUND kennt weder die Spezialisierung auf einzelne Fachgebiete oder Probleme, noch hat er ein Monopol für Heimatpflege. Aber er macht – wo immer es angeht – «gemeinsame Sache» mit denen, die sich ebenfalls um diese gemeinsame Sache bemühen. Unter diesem Vorzeichen drucken wir hier einen Bericht ab, der den Arbeitskreis Alt-Gmünd vorstellen möchte.

Am 29. Januar 1975 trafen sich sieben historisch interessierte Gmünder Bürger, um eine Arbeitsgemeinschaft zunächst zur «Erforschung der Gmünder Geschichte durch praktische Arbeit» zu gründen. Heute definiert der «Arbeitskreis Alt-Gmünd», seit 1977 ein eingetragener Verein, seinen Zweck mit der derzeit gültigen Satzung allgemeiner als Förderung der «Erhaltung und Wiederherstellung von Kulturdenkmalen in der Stadt Schwäbisch Gmünd». Hauptsächlich durch tätige Arbeit an schützenswerten Baudenkmalen will der Arbeitskreis Alt-Gmünd e.V. einen konstruktiven Beitrag zum Denkmalschutz und zur Altstadterhaltung leisten. Das bislang Erreichte kann sich sehen lassen und fand sogar schon überregionale Anerkennung; 1980 wurde der Arbeitskreis im Wettbewerb des Innenministeriums als «vorbildliche kommunale Bürgeraktion» ausgezeichnet.



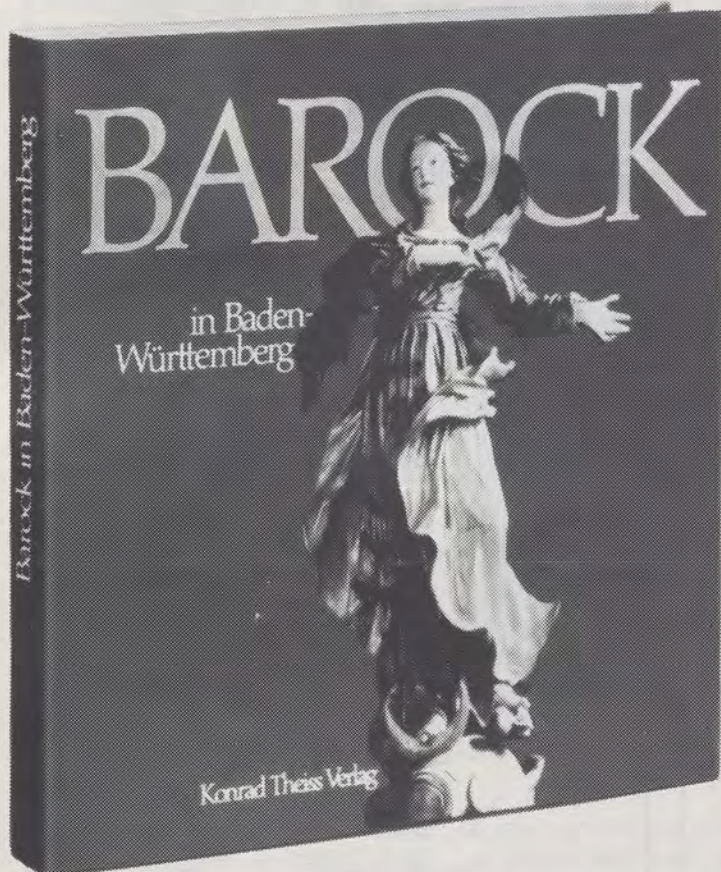
Das erste Sanierungsobjekt war der Gmünder Königsturm, der höchste Wachturm im ehemaligen Mauerring der Stadt (40 m hoch). Mit finanzieller Unterstützung der Stadt konnte der Arbeitskreis 1979 den Turm, der in seinem Untergeschoß ein ehemaliges reichsstädtisches Gefängnis (Verlies) beherbergt, als Aussichtsturm der Öffentlichkeit zugänglich machen (Gesamtkosten: über 250 000 DM). Für den Herbst 1981 ist – entsprechend der früheren Funktion des Turms im städtischen Feuermeldesystem – die Eröffnung eines kleinen Feuerwehrmuseums vorgesehen. Diese Ausstellung soll durch Stücke aus dem Bestand des Städtischen Museums ergänzt werden.

Seit 1977, dem Stauferjahr des Landes Baden-Württemberg, betreut der Arbeitskreis ein von ihm in der romanischen Johanniskirche aus dem frühen 13. Jahrhundert eingerichtetes Lapidarium, eine Ausstellung romanischer und gotischer Bausubstanz von der Johanniskirche und dem Heiligkreuzmünster. Zu erwähnen ist auch die finanzielle Unterstützung für die Erhaltung der bekannten ehemaligen Wallfahrtsstätte St. Salvator mit ihren beiden Felsenkapellen. Das zur Zeit größte Vorhaben ist jedoch die Renovierung der Herrgottsruhkapelle an der Aalener Straße, die 1622 von dem Gmünder Baumeister Kaspar Vogt im Stil der «Renaissance-Gotik» errichtet wurde. 1978 ging die Kapelle aus dem Besitz der katholischen Kirche durch Schenkung in das Eigentum des Arbeitskreises über.

Die für die Projekte des Vereins erforderlichen großen Geldmittel werden insbesondere durch Aktionen in der Öffentlichkeit wie z. B. Verkaufsstände auf dem Stadtfest oder andere kulturelle Aktivitäten oder die Herausgabe eines Alt-Gmünd-Kalenders 1979 und 1981 aufgebracht. Daneben setzt sich der Arbeitskreis durch öffentliche Stellungnahmen für den Erhalt des alten Gmünder Stadtbildes und die Förderung des Geschichtsbewußtseins ein.

Der Verein hat inzwischen etwa 80 Mitglieder; monatlich finden öffentliche Zusammenkünfte statt, die in der Regel mit einem Referat über ein allgemein interessierendes historisches

Baden-Württemberg in Text und Bild im Konrad Theiss Verlag



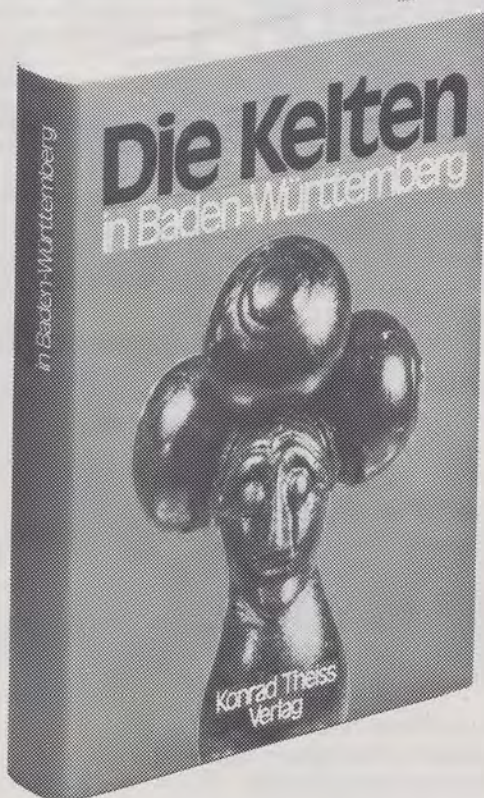
Der Textbildband zum „Barockjahr Baden-Württemberg“

Volker Himmelein, Klaus Merten,
Wilfried Setzler, Peter Anstett

Barock in Baden-Württemberg

256 Seiten mit 168 Tafeln, davon 78 in Farbe, Großbildband, Format 24,5 x 25 cm. Leinen mit vierfarbigem Schutzumschlag. Im Schuber DM 89,-
ISBN 3 8062 0260 5

Der großformatige Bildband präsentiert in großenteils farbigen Tafeln die barocke Kunstlandschaft Baden-Württembergs von Mannheim bis Hohenlohe, vom Rhein bis zum Bodensee und Oberschwaben. Die großen Residenzen: Mannheim, Karlsruhe, Ludwigsburg und Stuttgart, gewaltige Neubauten der Klöster Schöntal, Neresheim, Obermarchtal, Ochsenhausen u. a., aber auch zahlreiche reichausgestattete Stadt- und Dorfkirchen, u. a. in Walldürn, Deggingen, Meßkirch, Biberach, Otterswang oder städtische Palais und Bürgerhäuser in Esslingen, Offenburg, Schwäbisch Hall, Freiburg usw. Daneben gibt es viel Verborgenes zu entdecken. Ausführliche Bilderläuterungen vermitteln dem Leser zahlreiche kunsthistorische Informationen.



Das erste umfassende Sachbuch über die Kelten in Südwestdeutschland

Die Kelten in Baden-Württemberg

Hrsg. von K. Bittel, W. Kimmig, S. Schiek.
536 Seiten mit 438 teils farb. Abb. Ln. DM 68,-.
ISBN 3 8062 0211 7

Die Gesamtdarstellung der Kelten in Südwestdeutschland vom 7. Jahrhundert bis zum 1. Jahrhundert v. Chr. Ihre Geschichte, Kultur, Religion und Kunst. Ein großer topographischer Teil gibt eine umfassende, alphabetisch nach Gemeinden geordnete Übersicht aller sichtbaren Bodendenkmäler mit wichtigen Grabungen und Funden. Ein unentbehrliches Nachschlagewerk für den Fachmann und den interessierten Laien. Der praktische archäologische Führer zu den keltischen Bodendenkmälern in Südwestdeutschland.



Konrad Theiss Verlag GmbH
Villastraße 11
7000 Stuttgart 1

Esslingen am Neckar – sympathisch und sehenswert



Industrie- und Schulstadt mit 1200jähriger Tradition und dem einzigen vollständig erhaltenen mittelalterlichen Stadtkern im Mittleren Neckarraum. Malerisch gelegen zwischen Obstgärten, Wald und Weinbergen. Bedeutende Bauwerke, schwäbische Gastlichkeit und eine lebhaft City.

Information:
Kultur- und Freizeitamt/Stadt-
information, 7300 Esslingen
am Neckar, Marktplatz 16,
Telefon (07 11) 3512-441/645.

Das ideale Geschenk!



„... In der stattlichen Reihe der Buchveröffentlichungen Otto Borst's ist die „Geschichte der Stadt Esslingen am Neckar“ ein Meilenstein. Man kann die Stadt zu einem solchen Chronisten nur beglückwünschen.“ NWZ

544 S. mit
zahlr. Abb.,
Leinen,
DM 48,-



Herbert Schwedt/Elke Schwedt
Schwäbische Volkskunst
Ca. 130 Seiten. Ca. DM 68,-
ISBN 3-17-007026-6

Albert Allgaier
Streifzüge durch Schwaben
Bd. I: Schwäbische Alb, Schwarzwald,
Oberschwaben und Bodensee
Ca. 200 Seiten mit 8 Seiten Farb- u. 16 Seiten
SW-Abbildungen. Kart. ca. DM 28,-
ISBN 3-17-007273-0
Bd. II: Schwäbischer Wald, Neckarland,
Hohenlohe
Ca. 200 Seiten mit 8 Seiten Farb- u. 16 Seiten
SW-Abbildungen. Kart. ca. DM 28,-
ISBN 3-17-007274-9

Werner Fleischhauer
Barock im Herzogtum Württemberg
2. unveränderte Auflage
346 Seiten u. 204 Abbildungen auf Kunstdruck
Leinen DM 98,-
ISBN 3-17-007324-9

Veröffentlichungen der Kommission für
geschichtliche Landeskunde Baden-
Württemberg.



Verlag W. Kohlhammer

Heßbrühlstr. 69 · Postfach 80 04 30 · 7 Stuttgart 80

REISEBÜRO *Binder*

... ein Begriff für solide Omnibusreisen

STUDIENREISEN

– unter landeskundiger Reiseleitung
– Fahrt in modernen Reiseomnibussen

26. 8., 12 Tg	Normandie – Bretagne	1235,-
29. 8., 16 Tg	Finnland – Lappland	2266,-
30. 8., 9 Tg	Dänemark-Rundreise	1169,-
1. 9., 12 Tg	Korsika	1441,-
4. 9., 17 Tg	Sizilien	
	(Normannen u. Stauffer)	1954,-
5. 9., 9 Tg	Flandern – Holland	989,-
12. 9., 7 Tg	Ewige Stadt Rom	697,-
19. 9., 7 Tg	Rhein – Von Quelle zum Bodensee	654,-
19. 9., 9 Tg	DDR – Zu den Stätten Luthers/Kursachsen	1174,-
19. 9., 16 Tg	Albanien – Jugoslawien	1549,-
19. 9., 16 Tg	Sorrent	1295,-
2. 10., 10 Tg	Provence – Camargue	1048,-
5. 10., 7 Tg	Rhein – Vom Bodensee zum Rheinknie	674,-
8. 10., 18 Tg	Ägypten – Land der Pharaone	2876,-
15. 10., 9 Tg	Loire – Bretagne	986,-
17. 10., 7 Tg	Florenz – Toskana	697,-
17. 10., 16 Tg	Griechenland	1966,-
24. 10., 9 Tg	Pyrenäen-Täler – Andorra	911,-
26. 10., 7 Tg	Schlesien – Riesengebirge – Breslau	743,-
27. 10., 6 Tg	DDR – Harz – Spreewald – Berlin	760,-

Ausführliche Beschreibung in unserem Programm

7000 Stuttgart-Feuerbach, Wilh.-Geiger-Platz 1
Telefon 0711 /81 50 04



Rudolf Theilmann und Edith Ammann Staatliche Kunsthalle Karlsruhe, Kupferstichkabinett:

Die deutschen Zeichnungen des 19. Jahrhunderts, Karlsruhe 1978. 2 Bde.,
Textband 751 Seiten mit ausführlichem ikonographischem Register, Bildband 519 Seiten
mit 4444 Abbildungen. DM 140,-. – ISBN 3-7880-9580-6.

Die wissenschaftliche Publikation umfaßt mit etwa 4500 Einzelnummern (Landschaften,
Porträts, historische und mythologische Motive, Darstellungen aus der biblischen Geschichte,
Naturstudien), die – von wenigen Ausnahmen abgesehen – alle abgebildet sind, den gesamten
Bestand an deutschen Zeichnungen und Aquarellen des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz
der Staatlichen Kunsthalle Karlsruhe. Eine Fülle herausragender Beispiele dokumentiert
die künstlerische Entwicklung der Handzeichnung vom Klassizismus bis zum Jugendstil,
bietet aber vor allem auch durch die Vielzahl exakt beschriebener topographischer Darstel-
lungen aus Baden-Württemberg einen unerschöpflichen Fundus für Freunde und Kenner
dieser Landschaft.

Thema eingeleitet werden, bei diesen Zusammenkünften werden auch die Arbeitseinsätze besprochen. Pflege von Geselligkeit und die Veranstaltung von Studienreisen (z. B. 1981 nach Prag) ergänzen Theorie und Praxis der Heimatpflege, wie sie der Arbeitskreis Alt-Gmünd betreibt.
Klaus Graf

Urach: Das Haus am Gorisbrunnen ist wiederhergestellt

1977 berichtete die *SCHWÄBISCHE HEIMAT* (S. 34) über private Initiativen zur Rettung des Hauses am Gorisbrunnen in Urach. In diesem Sommer nun kann es in neuem Glanz neuer Bestimmung übergeben werden. Der verantwortliche Architekt JOHANNES WETZEL gibt hier einen Rückblick auf die Geschichte des Baus und auf die Arbeit der Wiederherstellung, bei der die Baugeschichte erst richtig ans Licht gekommen ist:

Mehr als 500 Jahre steht das Gebäude nun an seinem Platz, und immer neue Eingriffe und Änderungen hat es über sich ergehen lassen müssen; von der mangelnden Pflege, ja Vernachlässigung einmal ganz zu schweigen.

Wir kennen – selten genug aus dieser Zeit – ein Entstehungsdatum. Es ist gegeben mit der Jahreszahl 1476 über dem steinernen «attempto» des Grafen Eberhard in Barte am südlichen Eingangspfortchen und mit dem ins Holz der nördlichen Türe gegrabenen 1479.

Der Schluß liegt nahe, diese drei Jahre von 1476 bis 79 als eigentliche Bauzeit anzusehen, und wir heutigen Bauleute nehmen das gern als kleinen Trost an, – schlicht deshalb, weil wir fast ebensolang gebraucht haben, um das Haus wieder in den ursprünglichen Stand zu versetzen. In etwa wenigstens. Denn bei aller Mühe, die wir uns gegeben haben, die eigentliche Baugeschichte des Hauses am Bestand zu ergründen, bleibt doch vieles ungeklärt oder zumindest unbewiesen.

Ganz sicher und eindeutig allerdings ist unsere Beobachtung, daß die heute wieder aufgesetzten zwei Querhäuser über den Schmalseiten des Ge-



Das überraschend neue «Antlitz» des Hauses am Gorisbrunnen

bäudes von Anfang an in genau dieser Form bestanden haben. Nicht ganz so klar mag die Ausbildung des – möglicherweise einmal flach konzipierten – Daches über dem Mittelteil zu beweisen sein; wir können aber sagen, daß es in der jetzigen Form mindestens lange Zeit bestanden haben muß.

Und schauen wir unser erneuertes Haus am Gorisbrunnen «unbefangen» an, sine ira et studio sozusagen, dann können wir ihm Eigenart und Überzeugungskraft sicher nicht absprechen. Zwar wendet es sich mit dem bestimmenden Mittelerker zur heute leider stark eingengten Breitseite, doch hat auch die schmale Flanke zur Stuttgarter Straße Eigenwert gewonnen durch den munteren Dreieckerker, den wir nach zimmermannsmäßigen Befunden rekonstruiert haben.

Das Haus ist, die Zeitbestimmung neu hinzugefügter Bauhölzer weist das aus, schon kurz nach der Mitte

des 16. Jahrhunderts ganz entscheidend umgebaut und verändert worden. Das Satteldach über dem Mittelteil wurde um ein volles Geschoß angehoben und über die beiden Querhäuser hinweg – die damit aus dem Bild verschwanden – zu einem von Giebel zu Giebel reichenden, recht zusammengeflackten Dachstuhl verlängert.

Dabei gibt es dort schon des Merkwürdigen genug, sind doch die «Schauseiten» des ersten Obergeschosses mit dem Schmuckerker in der damals neuesten Zimmermannstechnik des fränkischen, d. h. eingezapften Holzfachwerks abgebunden, während die Rückseite wie das darüberliegende Geschoß in der älteren Art des oberdeutsch-alemannischen Fachwerks gezimmert ist, mit den Einblattungen der schrägen Bänder in Pfosten und Schwellen oder Pfetten und mit den «klassischen» Fenstererkern der Querhäuser.

So ganz stimmig aber ist dieses zweite



Holzgeschoß auch sonst nicht, wir stützen an manchen Details, die nicht in der Sorgfalt der sonstigen Arbeiten ausgeführt sind. Wechsel der Zimmerleute, Schlamperei? Verwendung älterer Bauteile? Wir wissen es nicht. Aber wir wußten auch nicht, als wir die Erneuerungsplanung in die Hand nahmen, wie schließlich das Haus am Gorisbrunnen aussehen sollte, und welche Nutzung ihm wohl angemessen sei. Zwar hatten wir uns schon viel Gedanken gemacht und ver-

sucht, die bis dahin bekannten Befunde am Bau zu vernünftigen, historisch fundierten Vorstellungen zu entwickeln, doch blieb als Leitgedanke die Absicht, möglichst getreu den Hinweisen zu folgen, die uns schrittweise der Bau selbst freigeben würde. Eine für Bauleute recht ungewöhnliche Situation: Man fängt mit den Arbeiten an, ohne ein genaues Bild des Werkes vor sich zu haben. Kritische Zeiten hat es wahrlich gegeben, etwa wenn uns die naturstein-

gemauerten Erdgeschoßwände buchstäblich unter den Händen zerbröckelten, wenn das alte Haus, auf wenige Sprieße abgestützt, zu überwindern hatte, wenn . . .

Ja, aber auch dann, als Architekt und Denkmalpfleger plötzlich den altgewohnten, steilen Giebel zur Stuttgarter Straße abnehmen wollten und damit fast so etwas wie einen kleinen Volksaufstand heraufbeschworen; als immer mehr Teile des schon so gut wie skelettierten Bauwerkes zernarbt, unansehnlich und von den Zeiten gedunkelt sichtbar wurden, ohne daß der Außenstehende irgendeinen baulichen Fortschritt zu erkennen vermochte, oder schließlich, als uns historisch bedeutsame Hölzer brutal aus dem Bau gestohlen wurden.

Inzwischen ist das Haus am Gorisbrunnen im Wortsinn «von Grund auf» erneuert und gesichert.

Von den fast ringsum neu aufgeführten Wänden des Erdgeschosses war schon die Rede, die Gebälke und insbesondere die tragenden Unterzüge sind ergänzt und verstärkt, statische Aussteifungen eingebracht. Daß wir ein solides und dichtes Dach aufgebracht haben, versteht sich von selbst. Doch haben die Denkmalpfleger auch Zugeständnissen an die Anforderungen unserer Zeit zugestimmt, wenn auch immer neu bekümmert, geht doch mit jedem solchen Schritt ein Teil an Originalität verloren: Nicht nur die Installationen im Sanitär- und Elektrobereich entsprechen nun den heutigen Vorschriften und Bedürfnissen, sondern auch eine Raumheizung ist vorhanden, samt einer raffinierten Wärmedämmung, die das schöne Fachwerk außen und innen sichtbar beläßt.

Für die Fenster, die in ihrer Höhe und Ausbildung für den Bau so bestimmend sind, ist eine dem vermutlichen Original recht nahe Lösung gefunden worden, bei der allerdings, zugunsten größerer Glas- und damit Lichtflächen, ein Großteil der Öffnungen fest verglast ist. Die in Blei gefaßten Rautengläser stehen dem Gebäude gut an.

Natürlich bedingt ein solcher zeitgemäßer Ausbau Kompromisse gegenüber dem eigentlichen, noch erhaltenen Bestand, die dem Geschichtsbe-

Wir sorgen für sichere Energie, damit unsere Zukunft nicht zum Fragezeichen wird.



Wir meinen: Mit Kohle und Kernenergie läßt sich die Stromversorgung von morgen sicherstellen und unsere Abhängigkeit vom Öl verringern. Die Neckarwerke planen für neue Kraftwerke in den 80er Jahren Investitionen von über 2,5 Milliarden Mark. Zur Deckung der Mittellast bauen wir einen 420-Megawatt Kohleblock in Altbach/Deizisau. Er soll 1984/85 in Betrieb gehen und wird 700 Millionen Mark kosten. Fernwärme ist vorgesehen.



Zur Deckung der Grundlast bauen wir mit unseren Partnern Block II des Gemeinschaftskernkraftwerks Neckar. Unser Leistungsanteil wird rund 2 Milliarden Mark kosten. Die für die Versorgung des mittleren Neckarraums wichtige Anlage soll Ende des Jahrzehnts in Betrieb gehen. Fernwärme ist vorgesehen. Wir informieren Sie gerne über unsere Arbeit (z. B. Geschäftsbericht 1980); schreiben Sie an das Postfach 330 in 7300 Esslingen am Neckar.

NECKARWERKE
Elektrizitätsversorgungs-AG

Stilechte Bauernmalerei vermittelt Tradition & Gastfreundschaft

Bauernmalerei auf neue Möbel und Gegenstände wie Uhren, Teller, Kannen... Stilechte Ausmalung und Patinierung ganzer Objekte oder Zimmereinrichtungen Fachgerechte Restaurierung und Bemalung alter Bauernmöbel mit authentischen Motiven

Geboren in Venezuela, widme ich heute mein künstlerisches Schaffen ganz der echten Bauernmalerei meiner Wahlheimat Deutschland. Ich arbeite auf Bestellung. Gern erhalten Sie weitere Informationen, auch aktuelle Angebote von bemalten Möbeln.

Gladys Ehmann Schulstraße 94 · 7311 Ohmden · Tel. 0 70 23-57 32

Berthold Auerbach

Schwarzwälder Dorfgeschichten

Illustrationen von M. Artaria / 195 S., Ln. geb., DM 19,80

Mit den von 1843 bis 1854 erschienenen ersten «Schwarzwälder Dorfgeschichten» wurde B. Auerbach um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu einem der beliebtesten und in der ganzen Welt berühmten Schriftsteller. Zusammen mit Jeremias Gotthelf gilt er als Schöpfer der deutschen Dorfgeschichte. Gotthelf hatte den literarischen Weltrang, Auerbach den Welterfolg. Diese Auswahl erlaubt die Wiederbegegnung mit einem Autor, der «nicht mitten aus dem Bauernleben heraus, andererseits nicht vom städtischen Gesichtspunkt befangen» (Auerbach) das Lebensbild der südwestdeutschen Bauernbevölkerung im 19. Jh. schilderte – authentisch, aus liebevoller Distanz, einfühlsam und anschauungsreich.

Verlag B. Gengenbach, Wilhelmstr. 17, 7263 Bad Liebenzell

Burrer Naturstein Renovierungen

7133 Maulbronn Telefon 0 70 43-60 65

Verkaufe

Schwäbisches Heimatbuch

Bde. 1–28 (1913–1949), 2 Bde. fehlen, gebunden. Preis auf Absprache.

Gerhard Pfeffer, Schulstraße 3, 8765 Erlenbach/M.

GLÜCKWUNSCH KARTEN



Muster
und Prospekte
7207 Beuron
Beuroner Kunstverlag

Baden-Württemberg in Text und Bild im Konrad Theiss Verlag

Die Vielfalt Baden-Württembergs
– neue Einblicke und Perspektiven –
in großen, farbigen Fotos mit der
Luftbildkamera eingefangen

Baden-Württemberg

Eine Landeskunde im Luftbild von Albrecht Brugger mit Texten von Hermann Baumhauer und Erich Ruckgaber. Bildband im Großformat 30 x 27 cm. 258 Seiten mit 161 ganzseitigen Fotos, davon 125 farbig. Leinen mit farbigem Schutzumschlag, im Schuber DM 89,-

Baden-Württemberg, Ferienland und Industrieland-schaft, Land der Burgen und Residenzen, zwischen Rhein und Iller, Main und Bodensee. Die Spannweite und Vielschichtigkeit des Landes in Vergangenheit und Gegenwart, seine Möglichkeiten für die Zukunft, beleuchtet und erfaßt dieses Werk unter den verschiedenen Aspekten.

Das Bild Baden-Württembergs, mit diesem klassischen großen Luftbildband, völlig neu gesehen und repräsentativ dargestellt wie nie zuvor.



wußtsein nicht leichtfallen. Doch wollen wir ja unsere Baudenkmale nicht als mehr oder minder bestaute Zeugnisse der Vergangenheit und quasi Museen herumstehen haben, sondern wir sind bemüht, sie mit neuem, ihnen angemessenem Leben zu füllen und sie damit in unser heutiges Dasein hereinzunehmen.

Persönliches

Am 5. April 1981 ist im 96. Lebensjahr **PROFESSOR KARL HÄFNER** gestorben, der sich als Schulmann, Forscher und Autor in mannigfaltiger Weise vor allem mit Sprache und Mundart auseinandergesetzt hat; auch diese Zeitschrift hat er mit manchem nachdenklichen Beitrag bereichert.

Am 12. Mai 1981 ist auf der Achalm über Reutlingen im Alter von 72 Jahren der Holzschnitzer **HAP GRIESHABER** gestorben, der dem **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND** vor allem durch

die Aktion Wacholderalb verbunden war.

Kurz vor Vollendung seines 93. Lebensjahres ist am 14. Mai 1981 Oberstudienrat a. D. **DR. PHIL. MAX LOHSS** gestorben. In diesen Blättern und durch viele Veröffentlichungen sonst hat er wesentliche Beiträge zur Volkskunde – und hier besonders zur Erforschung ländlicher Arbeitsgeräte und Lebensformen – geleistet.

Am 25. Mai 1981 verstarb der Vertrauensmann des **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES** in Leonberg, Konrektor i. R. **MAX PHILIPPIN**, der seit März 1966 die Ortsgruppe Leonberg des **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES** betreut hat.

Am 7. Juni 1981 ist Baudirektor a. D. **WALTER KITTEL** im Alter von 86 Jahren gestorben. Von 1960 bis 1969 hat er als Vorsitzender die Arbeit des **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES** bestimmt und vorangetrieben, danach war er dessen immer noch tätiges und uner-

müdllich weiter für ein Landesfreilichtmuseum streitendes Ehrenmitglied.

EUGEN W. MÜLLER, der seit 1971 die Redaktion der **SCHWÄBISCHEN HEIMAT** in allen Fragen der Text- und Bildgestaltung berät und damit das Erscheinungsbild dieser Zeitschrift mitgeprägt hat, feiert am 10. August 1981 seinen 80. Geburtstag.

Am 8. September 1981 wird **PROFESSOR DR. JOSEF EBERLE**, langjähriger Herausgeber der Stuttgarter Zeitung, Autor zahlreicher Bücher zur Kulturgeschichte des Landes und – als Sebastian Blau – einer der Großen der schwäbischen Mundartliteratur, 80 Jahre alt.

Am 24. Oktober 1981 feiert **PROFESSOR DR. ERNST SCHÜZ**, der frühere Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde in Ludwigsburg und langjähriges Mitglied im Vorstand des **SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES**, seinen 80. Geburtstag.

Veranstaltungen und Studienfahrten

Mittwoch, 4. November 1981, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dieter Schneider, Heidenheim/Brenz:

Das Wesertal von Münden bis Minden
Landschaft, Geschichte und Kunst
Vortrag mit Farbdias
Rückblick auf die Exkursion 1981 und Vorschau für 1982

Mittwoch, 2. Dezember 1981, 19.30 Uhr
Wilhelmspalais Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 2

Dr. Ernst Eichhorn, Ansbach:

Aus der Wunderwelt mittelalterlicher Glasmalerei
Fenster aus europäischen Domen und Kathedralen
Vortrag mit Farbdias

Heimattage Baden-Württemberg 1981

Heilbronn am Neckar

Montag, 7. September bis Sonntag, 13. September 1981

Seit Begründung der Heimattage Baden-Württemberg 1978 in Konstanz und erst recht seit deren glanzvollem Verlauf in Esslingen (1979) hat diese Heimat- und Festwoche, in der sich Bürger des Landes ihrer Heimat vergewissern, schon Traditionen geschaffen. Von Anfang an war der **SCHWÄBISCHE HEIMATBUND** an Vorbereitung und Durchführung der Heimattage beteiligt. In Heilbronn wird er eine Reihe von Exkursionen und Vorträgen anbieten sowie ein Symposium zum Thema Stadterneuerung:

Montag, 7. September 1981

**Vor- und frühgeschichtliche Denkmale
im Neckarland**

Führung: Dr. Dieter Planck
(Landesdenkmalamt Baden-Württemberg)

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Rathgeberplatz Heilbronn (an der Karlstraße, hinter der Harmonie)
Teilnehmergebühr: DM 20,-

Heilbronn – Walheim – Kirchheim a. N. – Eppingen – Bad Rappenau – Wimpfen i. T. – Weinsberg – Heilbronn
Die Exkursion soll mit der reichen vor- und frühgeschichtlichen Besiedlung des mittleren Neckarlandes zwischen Stuttgart und Wimpfen bekanntmachen. Die Fahrt geht

neckarabwärts nach Walheim, wo die Topographie des römischen Kastells erläutert und die neuerdings aufgestellte Jupitergigantensäule besichtigt wird. In Kirchheim a. N. werden die Ruinen einer wohl erhaltenen römischen Villa aufgesucht. Die Exkursion führt schließlich nach Eppingen auf den Ottilienberg mit seinen Befestigungen und zum Grabhügelfeld auf dem Kopfrain. In Bad Rappenau steht der erst vor wenigen Jahren vollständig restaurierte römische Gutshof im Mittelpunkt. Über Wimpfen i. T., wo bei einem kurzen Halt die Topographie der römischen Stadt erklärt wird, führt uns die Fahrt nach Weinsberg, wo das im Jahre 1977 restaurierte römische Bad und Teile eines Wohnhauses besucht werden.

Dienstag, 8. September 1981

Maulbronn und Heuchelberg

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

(Württembergische Landesbibliothek)

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Rathgeberplatz Heilbronn (an der Karlstraße, hinter der Harmonie)

Teilnehmergebühr: DM 20,-

Heilbronn – Lomersheim (Burgruine) – Mühlacker (ursprüngl. Siedlungsplatz von Maulbronn) – Maulbronn (Kloster und Kirche) – Knittlingen (Faust-Stadt) – Ravensburg (Burg) – Ottilienberg (vorgeschichtliche Befestigung) – Steinsberg (Burgruine) – Heilbronn

Maulbronn gilt als eine der schönsten und besterhaltenen Klosteranlagen der Zisterzienser. Am heutigen Befund sind die Geschichte des Ordens und seiner Frömmigkeit ebenso ablesbar wie die Epochen zisterziensischer Baukunst. Darüber hinaus ist Maulbronn ein Denkmal evangelisch-württembergischer Geistes- und Kulturgeschichte bis in unsere Tage hinein. – Die mit dem Faust-Turm in Maulbronn verbundene Sage verweist auf den anderen Hauptort dieser Exkursion: auf Fausts Geburtsort Knittlingen, wo nicht nur das Geburtshaus des Magiers vorgezeigt wird, sondern auch ein wissenschaftlich geführtes Archiv und Museum dessen Leben und Nachwirken dokumentiert. – Außerdem sollen in der Landschaft des Heuchelbergs einige Beispiele für deren Reichtum an Denkmälern der Kunst und der Geschichte aufgesucht werden. (Witterungsbedingte Abwandlungen des Programms vorbehalten.)

Dienstag, 8. September 1981, 19.00 Uhr

Vortrag (mit Lichtbildern):

Dr. Wolfgang Irtenkauf

(Württembergische Landesbibliothek Stuttgart)

**Graf Eberhard im Bart
Württembergs geliebter Herr**

«Preisend mit viel schönen Reden» feiert ihn das Volks-

lied: Graf bzw. Herzog Eberhard im Bart von Württemberg (1445–1496), des Landes «vielgeliebter Herr». Dieser wahrhaft populäre Landesvater wuchs nach einer unruhigen Jugend in Urach, wo ihn die aus dem Kurpfälzer Haus stammende Mutter Mechthild erzog, in die Regierung seines Landes, dem er 1477 mit der Gründung der Universität Tübingen die erste Hochschule schenkte. Eine vier Jahrzehnte währende Landesteilung beendete er 1482 durch den Münsinger Vertrag, der die Wiedervereinigung Württembergs brachte. Als Förderer der Künste und Wissenschaften nimmt er eine ganz besondere Stellung unter den deutschen Landesfürsten ein. Darüber soll der Vortrag Auskunft geben, der sich besonders der kulturellen Seite im Wirken Eberhards zuwenden wird, das weit über das altwürttembergische Territorium hinaus seine Spuren hinterlassen hat.

Mittwoch, 9. September 1981

Im Tal der unteren Tauber

Führung: Dr. Carlheinz Gräter

Abfahrt: 8.30 Uhr vom Rathgeberplatz Heilbronn (an der Karlstraße, hinter der Harmonie)

Teilnehmergebühr: DM 20,-

Heilbronn – Bronnbach (Kloster) – Wertheim (Innenstadt), Glasmuseum, Burg) – Blick auf Zusammenfluß von Tauber und Main – Niklashausen (Kirche mit Pfeiferhänsle-Erinnerungen an den Bauernkrieg) – Tauberbischofsheim (Altstadt) – Gerlachsheim (alte Klosterstadt) – Grünsfeld (Stadtbesichtigung) – Grünsfeldhausen (Achatiuskapelle 12. Jahrhundert) – Bad Mergentheim (Stadtbesichtigung) – Stuppach (Madonna von Mathias Grünewald) – Heilbronn.

Das Tal der unteren Tauber ist ein Musterfall eines romantischen Mittelgebirgstales, in dem Landschaft und Siedlung, Geschichte und Kunst von früher Vergangenheit an besonders reizvolle Zusammenklänge geschaffen haben. Klöster, Burgen und reizvolle Altstädte setzen dazu die unterschiedlichsten Akzente. Einen Höhepunkt bietet bei dieser Exkursion Stuppach mit der Madonna des Matthias Grünewald.

Donnerstag, 10. September 1981

Symposium: Stadterneuerung

Leitung: Dr. Hubert Krins

(Landesdenkmalamt Baden-Württemberg)

10.00–17.00 Uhr, Harmonie Heilbronn, Meranzimmer

Architekten, Denkmalpfleger und Kommunalpolitiker werden über die Möglichkeiten diskutieren, durch Stadterneuerung dem soziologischen Verfall der Stadtkerne entgegenzutreten. Unter den Aspekten des bestehenden Wohnungsbedarfs und der zu erwartenden künftigen Anforderungen an den Wohnungsmarkt gewinnen diese



Aus dem Inhalt des Kalenders:

Das große Kalendarium im Jahresablauf und Finsternisse des Jahres 1982

Zeitunterschiede – Chronologische Kennzeichen – Zirkel usw. – Rechtsfragen des Alltags – Rätsecke – Wittervorschau für das Jahr 1982 nach dem Hundertjährigen Kalender

Ereignisse – Entdeckungen und Erfindungen auf das Jahr 1982

Ferienverzeichnis – Marktverzeichnis – Trächtigtkeits- und Brütelkalender – Postgebühren – Wandtafelkalender usw.

Die Weltbegebenheiten und die Standrede des LAHRER HINKENDEN BOTEN

Erzählungen und Wissenswertes aus aller Welt

220 Seiten mit ganzseitigen Farb- und Schwarzweiß-Aufnahmen.

Kartonierte 4,90 DM


Moritz Schauenburg Verlag · 7630 Lahr/Schwarzwald

Wertvolles muß man schützen!

Seerosen finden Sie auf Moorseen, Teichen oder langsam fließenden, wärmeren Gewässern. Ihre Blüten öffnen sich zwischen 7 und 16 Uhr. Die Wurzeln enthalten sehr viel Gerbstoff und wurden daher früher zum Gerben verwendet. Die Seerose steht unter Naturschutz. Wildwachsend ist sie sehr wertvoll geworden. Wertvoll ist auch unser Leben und das unserer Kinder. Daneben sind uns Hab und Gut, Auto, Heim und Haus kostbar geworden. Wir können uns nicht vor den Gefahren schützen, die das alles bedrohen – wohl aber vor den finanziellen Folgen.

Ein Fachmann der Württembergischen in Ihrer Nähe berät Sie gern über Ihren ganz persönlichen Versicherungsschutz. Sprechen Sie mit ihm!



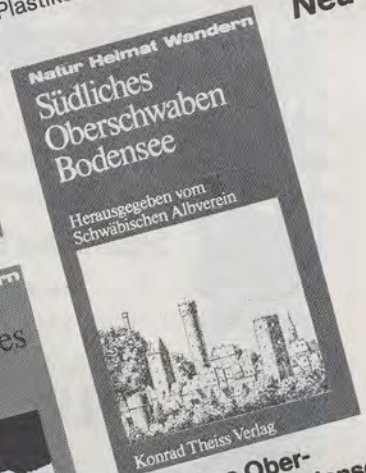
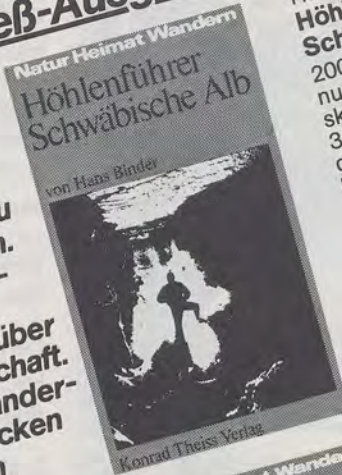
 **Württembergische**
Versicherungen

Württembergische Feuerversicherung AG, Postfach 60, 7000 Stuttgart 1

**Die Natur wieder kennen lernen.
Die Heimat neu entdecken.
Das Wandern als Streß-Ausgleich.**

Das ist die Grundidee der Reihe „Natur, Heimat, Wandern“, herausgegeben vom Schwäbischen Albverein. Das taschengerechte Format, der unempfindliche Plastikeinband läßt die Wanderführer zu informativen Wanderbegleitern werden. Die Bände enthalten nicht nur ausführliche Wegbeschreibungen, sondern geben darüberhinaus Informationen über Natur, Geschichte, Kultur und Landschaft. Die beigelegte herausnehmbare Wanderkarte mit den eingezeichneten Strecken gibt jedem Wanderer Sicherheit im Finden seiner Wanderroute.

Hans Binder
**Höhlenführer
Schwäbische Alb**
200 S. mit 33 Zeichnungen und Kartenskizzen und mit 32 Kunstdrucktafeln, davon 8 farbig.
Plastikeinband DM 19,80



Südliches Oberschwaben - Bodensee
Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V. 184 S., zahlreiche Zeichnungen sowie eine farbige Wanderkarte. Plastikeinband DM 19,80.
Erscheint im Mai



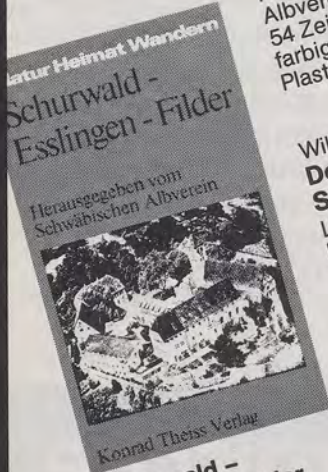
In Ulm und um Ulm herum
Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V., 256 S. mit 54 Zeichnungen und eine farbige Wanderkarte, Plastikeinband DM 19,80



Reutlinger und Uracher Alb
Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V., 216 S., zahlreiche Zeichnungen sowie eine farbige Wanderkarte, Plastikeinband DM 19,80



Albuch - Härtsfeld - Ries
Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V., 192 S., zahlreiche Zeichnungen sowie eine farbige Wanderkarte, Plastikeinband DM 19,80



Schurwald - Esslingen - Filder
Hrsg. vom Schwäbischen Albverein e.V., 176 S. mit 50 Abb. und Kartenskizzen. Kt. DM 12,-

Willi Beck, Dieter Planck
Der Limes in Südwestdeutschland
Limeswanderweg Main - Rems - Wörnitz
148 S. mit 15 Farbtafeln, 128 Abbildungen und vierfarbige Wanderkarte 1 : 50 000 als Beilage.
Farbiger Pappband DM 34,-



Das Sachbuch für den archäologisch interessierten Wanderer. In zwölf Tagesetappen führt Prof. Willi Beck den Wanderer auf dem landschaftlich und archäologisch interessanten Weg von Miltenberg bis Wilburgstetten.



Konrad Theiss Verlag
Villastr. 11
7000 Stuttgart 1

Probleme zunehmend an Bedeutung: Die in den nächsten Jahren noch steigende Nachfrage nach Wohnungen muß zu einer nicht mehr zu verantwortenden Zerstörung von Landschaft in den Randgebieten der bestehenden Siedlungen führen, wenn nicht verstärkte Bemühungen um die Reaktivierungen städtischer Zonen das «Wohnen in der Stadt» verstärkt attraktiv und möglich machen. Damit werden der Stadterneuerung nicht nur Forderungen gestellt, sondern auch Möglichkeiten geboten: es geht um die Zusammenführung von denkmalpflegerischen Interessen und Notwendigkeiten des künftigen sozialen Wohnungsbaus.

Die Teilnehmerzahl ist begrenzt.

Donnerstag, 10. September 1981

Alte Bauernkultur in Hohenlohe

Führung: Dr. Heinrich Mehl

Abfahrt: 13.30 Uhr vom Rathgeberplatz Heilbronn (an der Karlstraße, hinter der Harmonie)

Teilnehmergebühr: DM 12,-

Heilbronn – Bauernmuseum Schönenberg – Freilandmuseum Wackershofen – Heilbronn

Das zum Bauernmuseum ausgestaltete Bauernhaus in Schönenberg ist Ausgangspunkt gewesen für die Idee eines Freilichtmuseums für den Nordosten des Landes, das inzwischen in Wackershofen Gestalt annimmt. Von besonderem Reiz mag es sein, daß hier ein solches Museum im Auf- und Ausbau besichtigt wird und mit seinem wissenschaftlichen Betreuer über Pläne, Konzepte und Absichten diskutiert werden kann.

Freitag, 11. September 1981

Landschaft um Heilbronn

Führung: Oberforstrat Hans Wendel

Abfahrt: 14.00 Uhr vom Rathgeberplatz Heilbronn (an der Karlstraße, hinter der Harmonie)

Teilnehmergebühr: DM 12,-

Heilbronn – Wartberg – zwischen Wald und Weinbergen – Köpfertal – Heilbronn

Dargestellt werden nach einer Einführung in die landschaftlichen Gegebenheiten Heilbronn die Probleme der Begrenzung der Stadtausdehnung im Osten, ferner die Fragen der Rebflurbereinigung und die Schwierigkeiten, die sich durch landwirtschaftliche Aussiedlungen ergeben.

Gezeigt wird ferner der Versuch, wichtige Lebensräume auch im Verdichtungsraum zu erhalten, sowie die Bedeutung des Waldes als Erholungsraum sowie als Rückzugsgebiet für Pflanzen- und Tierwelt. Es sollen auch die sich hieraus ergebenden Fragen der Waldbewirtschaftung diskutiert werden.

34

Aktion Irrenberg 1981

Samstag, 12. September 1981

Abfahrt: 6.30 Uhr vom Karlsplatz in Stuttgart

Zusteigemöglichkeit an der Fahrtstrecke Stuttgart – Tübingen – Hechingen – Irrenberg **nach Vereinbarung**
Hinweis für Selbstfahrer: Zufahrt von Streichen her, Treffpunkt ab etwa 8.00 Uhr am unteren Hang des Naturschutzgebiets Irrenberg.

Der größte Teil des Naturschutzgebietes Irrenberg ist im Besitz des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES. Zur Erhaltung seines schutzwürdigen Zustandes bedarf es einer jährlichen Mahd und eines systematischen und pfleglichen Ausholzens. Die für übliche landwirtschaftliche Maschinen unzugänglichen Partien (wie etwa die Ränder der Gebüsche und Steilhänge) werden durch freiwillige Mäher ausgemäht. Das Mähgut wird dann auf Plastikbahnen auf den unteren Hangweg geschlittelt und von da abgefahren. Diese Aktion ist besonders beispielhaft für den guten Geist der Zusammenarbeit aller naturverbundenen Vereine, Körperschaften und Behörden.

Der SCHWÄBISCHE HEIMATBUND bittet seine Mitglieder, nach Kräften an dieser Pflegeaktion teilzunehmen, die ganz nebenbei auch ein recht vergnüglich-geselliges Unternehmen ist.

Die Fahrt ist kostenlos, für Bewirtung ist gut vorgesorgt.

Die Geschäftsstelle in Stuttgart erbittet frühzeitige (und zahlreiche!) Anmeldungen.

37

Biberacher Tage 1981

(mit Jahreshauptversammlung 1981)

Samstag, 3. Oktober bis Sonntag, 4. Oktober 1981

Fahrtkosten: Stuttgart – Biberach – Stuttgart: DM 25,-
Vielfalt und Reiz der ehemals freien Reichsstadt Biberach und ihres Umlandes bestimmen das Programm dieser Veranstaltung.

Hotelunterkünfte vermittelt das Verkehrsamt Theaterstraße 6, 7950 Biberach. Das Verkehrsamt bittet um frühzeitige Zimmerbestellung.

Samstag, 3. Oktober 1981

12.45 Uhr: Fahrt vom Karlsplatz Stuttgart nach Biberach

15.30 Uhr, kleiner Saal der Stadthalle

Mitgliederversammlung

des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES
(Tagesordnung siehe Seite 239)

19.30 Uhr, Theatersaal der Stadthalle

Soiree:

Anmut und Philosophie der Grazien
Christoph Martin Wieland

Sprecher: Gert Westphal

Sonntag, 4. Oktober 1981

8.00 Uhr: Fahrt vom Karlsplatz Stuttgart nach Biberach

10.30 Uhr, Theatersaal der Stadthalle

Festvortrag zu den Biberacher Tagen 1981

Dr. Hubert Locher,

Hörfunkdirektor des Südwestfunks Baden-Baden:

Region und Heimat in den Massenmedien

14.30 Uhr, Stadthalle Biberach:

Exkursionen und Führungen

1

Alfred Buschle, Ummendorf:

Landschaft um Biberach

Das Ummendorfer Ried – Kiesabbau – Landschaftsschutz und Landwirtschaft mit ihren Problemen

2

Dieter Buttschardt, Biberach:

Im Himmelreich des Barock

Klöster, Kirchen und Kunst um Biberach herum (Stafflangen – Muttensweiler – Steinhausen – Bad Schussenried – Otterswang)

3

Dr. Kurt Diemer, Biberach:

Rundgang durch Biberach

Ein Gang durch die ehemalige Reichsstadt zeigt diese Stadt, wie sie gestern war und was heute dort geschieht: Stadtkirche, die alte Stadtmetzg, obere und untere Schranne und Wielands Gartenhaus.

4

Robert Gerster, Bürgermeister Karlheinz Kramer,

Dr. Hubert Krins:

Der Weberberg

Nach der Zerstörung des dem Biberacher Weberberg vergleichbaren Nürnberger Weberquartiers ist dieser das einzige erhalten gebliebene Beispiel seiner Art. Für Geschichte, Stadtbild und Wohnstruktur Biberachs hat er besondere Bedeutung.

5

Martin Gerber, Biberach:

Besuch im Freilichtmuseum Kürnbach

Von den verschiedenen Ansätzen zu regionalen Freilichtmuseen im ehem. württembergischen Landesteil hat Kürnbach am deutlichsten Gestalt angenommen. Einer der maßgeblichen Betreuer des Museums führt diese Exkursion und erläutert den derzeitigen Stand und die weitere Planung.

Zum Abschluß der **Biberacher Tage 1981** werden alle Exkursionen in Kürnbach zusammentreffen und hier vom Biberacher Landrat Dr. Steuer empfangen. Anschließend: Rückfahrt nach Stuttgart

Und im Herbst: **Zwei Fahrten ins Blaue**

39

1. Fahrt ins Blaue

Mittwoch, 21. Oktober 1981

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

40

2. Fahrt ins Blaue

Sonntag, 25. Oktober 1981

Abfahrt: 13.00 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Wie seit Jahren finden wieder zwei «**Fahrten ins Blaue**» statt. Wir besuchen eine Besonderheit in der Umgebung der Landeshauptstadt Stuttgart, die zwar weniger bekannt ist, aber die Besucher überrascht mit architektonischen, künstlerischen oder geschichtlichen Details. Bei einem gemütlichen Beisammensein werden anschließend Dias von Fahrten des SCHWÄBISCHEN HEIMATBUNDES gezeigt. Eine Bitte: Überlassen Sie uns auch in diesem Jahr einige Ihrer Dias. Bringen Sie diese etwa zehn Tage vor der ersten Fahrt auf die Geschäftsstelle.

Soweit noch Platz in den Bussen vorhanden ist, können auch für diese beiden Fahrten wieder Gäste mitgebracht werden, die sich für eine Mitgliedschaft im SCHWÄBISCHEN HEIMATBUND interessieren.

Wir erbitten auch zu diesen Fahrten eine rechtzeitige Anmeldung. Die Teilnahme ist kostenfrei. Nur Ihren Verzehr bezahlen Sie natürlich selbst.

41

Advent in Marburg und Nordhessen

Führung: Dr. Wolfgang Irtenkauf

Freitag, 4. Dezember bis Sonntag, 6. Dezember 1981

Abfahrt: 7.45 Uhr vom Karlsplatz Stuttgart

Teilnehmergebühr: DM 130,-

Freitag: Anfahrt über BAB bis Darmstadt. Am Odenwald entlang bis Seligenstadt, dann BAB bis Ausfahrt Altstadt. Weiterfahrt über Büdingen (Schloß) – Schotten (Kirche) – am Vogelsberg entlang – Alsfeld (Stadtbild) nach Marburg

Samstag, 5. Dezember: Besichtigung von Marburg

Sonntag, 6. Dezember: Rückfahrt über Wetzlar – Limburg – BAB

Die schon traditionelle Adventsfahrt führt 1981 anlässlich des 750jährigen Todestages der hl. Elisabeth von Thüringen in die Stadt ihres letzten Wirkens. Falls die geplante Elisabeth-Ausstellung zustandekommt (was zur Zeit der Drucklegung noch nicht feststand), werden wir uns hauptsächlich dieser Ausstellung widmen. Auf der Hin- und Rückreise werden lohnende Punkte einbezogen, wobei jedoch der Jahreszeit entsprechend auch Abänderungen vom Plan in Kauf genommen werden müssen. Der Aufenthalt in der alten Universitätsstadt Marburg vermittelt auch einen Eindruck von den heutigen Problemen, in die sich eine Stadt mit so starkem historischen Hintergrund gestellt sieht.

Die Übernachtung ist in Marburg. Es sind ausreichend Einzelzimmer vorhanden.